

Frankfurter Allgemeine
Magazin

MÄRZ 2021

Männer
Spezial

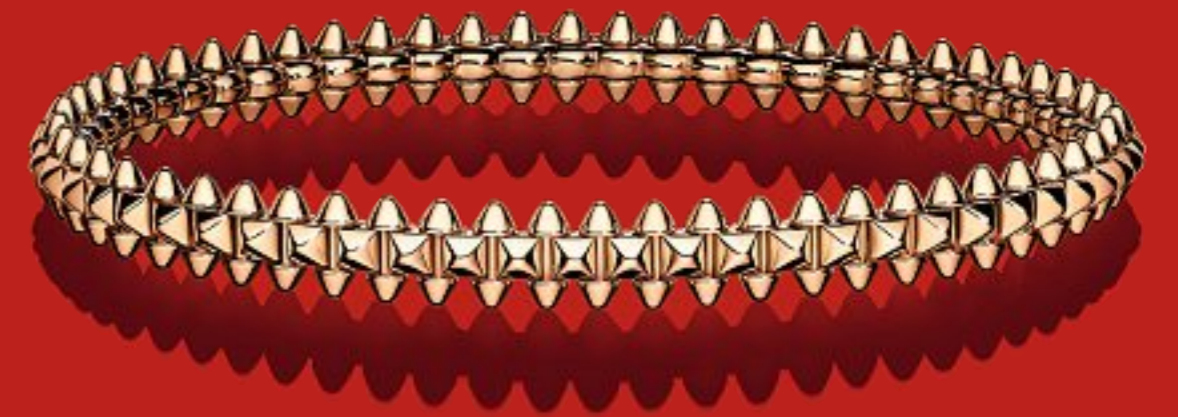




DIOR



CLASH DE *Cartier*





Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. 09131 4057047 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

SITZSYSTEM CONNERY | DESIGN RODOLFO DORDONI
COUCHTISCH BOTECO | DESIGN MARCIO KOGAN / STUDIO MK27
ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/CONNERY

Minotti

HOW IS

UNIQUE

FROM

NEW?

ANSWER

AT

PRADA

.COM

DIFFERENT

DEN KNOTEN LÖSEN

Ja, es ist Zeit für ein Bekenntnis: Auch ich leide manchmal unter Prokrastination, also Aufschieberitis. Noch sind die Symptome überschaubar. Aber kurz vor Redaktionsschluss verknotet es sich gern. Meine Kollegen lachen schon drüber: „Na, Editorial schon geschrieben?“ Dann antworte ich: „Das Beste kommt zum Schluss!“ Oder: „Erst mal muss ich alle Artikel lesen.“ Oder: „Pass auf, sonst musst du es machen!“ Jetzt ist es Freitag, 8.32 Uhr, die ersten Mails sind beantwortet, Zeitung ist gelesen, alle Artikel in diesem Heft sind redigiert, da könnte ich glatt schon loslegen. Aber bis 16 Uhr ist ja noch Zeit, erst dann drücken wir „aufs Knöpfchen“, und die Ausgabe geht. Was kann man bis dahin alles tun! Erst mal im Netz schauen, was es Neues gibt. Und hängenbleiben beim Video von dem armen Schaf in Australien, das kaum noch gehen kann: 35 Kilogramm Wolle, weil man es so lange nicht geschoren hat. Dann noch mal alles durchgucken im Heft: auf der Mitarbeiterseite, ob die Seitenhinweise stimmen, in der Fotostrecke, ob die Bildunterschriften sitzen. Und, ach ja, frühstücken! 9.12 Uhr, auf zum Bäcker, beim Kiosk noch schnell drei Zeitungen holen, Kaffee, Lektüre, 9.54 Uhr, 23 neue Mails. Unseren nächsten Videodreh mit Rabea Schif vorbereiten. (Freuen Sie sich schon aufs April-Heft!) 10.25 Uhr: Telefonkonferenz. Dann Frage aus dem Homeschooling-Nebenzimmer: Welche Tonart hat „Zogen einst fünf wilde Schwäne“? G-Dur. Aber singt man das noch? 11.00 Uhr: nächste Telefonkonferenz. Ja, und jetzt kann ich endlich loslegen, kann über diese Ausgabe reden, das tolle Interview mit Alice Schwarzer, unseren Cover-Mann Alpha Dia im Hamburger Hafen (apropos Knoten), unser Outdoor Spezial mit Design-Tipps und zwei krassen Abenteuersportlern, dem Kletterer und dem Weltumsegler, über Claudia Michelsen, Sonja Gerhardt, Emilia Schüle, Maria Ehrich, all die Traumfrauen, die den Männern in „Ku'damm 63“ erst Kontur geben. Und schon bin ich hier, fast am Ende. 11.44 Uhr. Wow! So früh war ich noch nie fertig mit dem Editorial. Ich werde jetzt öfters übers Prokrastinieren schreiben. Aber was mache ich nun bis 16 Uhr? *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Dr. Daniel Deckers, Johanna Dürrholz,
Dr. Uwe Ebbinghaus, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach,
Timo Frasch, Aylin Güler, Dr. Rainer Hank, Lorenz
Hemicker, Ulrich Holbein, Jamin Joular, David Klauert,
Ben Kuhlmann, Sebastian Reuter, Boris Schmidt,
Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Bernd Steinle,
Dr. Lukas Weber, Anna Wender, Jennifer Wiebking,
Maria Wiesner

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als
elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen
wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der
F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de.
Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de
oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gierth
Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei
media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Mohndruck GmbH
Carl-Berelsmann-Straße 161M
33311 Gütersloh

VERSACE



TIMO FRASCH hat für dieses Heft zwei Interviews geführt: das eine mit Alice Schwarzer, der Ikone des Feminismus in Deutschland (Seite 24), das andere mit Klaus Lemke, dem Bad Boy des deutschen Films (Seite 54). Beide Interviews haben dem Politikredakteur (auf unserem Bild mit Innenminister Horst Seehofer zu sehen) viel Spaß gemacht. Aber nur Alice Schwarzer war Manns genug, das Gesagte nicht wieder zurückzunehmen. Auch so kann ein Sieg des Feminismus aussehen.



ULRICH HOLBEIN, geboren 1953, diverse Ausbildungen, 41 Bücher, 1200 Publikationen, davon 100 Glossen, Rezensionen, Kolumnen für die F.A.Z. und das „alte“ Magazin (Themen: Lärm, Vegetarismus, Genietipps, Zombies, Sport). Ein Artikel über Hippies trug den Titel: „Unsere Haare wachsen noch“. Sie wachsen noch immer, aber werden heute immer öfter abgeschnitten: Der Undercut greift sogar im ländlichen Mittelhessen um sich, wo der Autor lebt – nicht einmal im Knüllwald endet der Triumph des Topfdeckels (Seite 30). Holbein selbst ist dem Thema entwachsen. Früher sah er noch ganz anders aus. Als Kind (nicht ohne musikalischen Hinterkopf) litt er am Fassonschnitt, dem harmlosen Vorläufer des Undercut.

FOTOS: JULIA ZIMMERMANN, FRANK RÖTH, PRIVAT ©

VERSACE.COM

MITARBEITER

JULIA VON DER HEIDE, die in Dortmund und in Rotterdam Fotografie studiert hat, kam schon früh mit Mode in Kontakt. In New York arbeitete sie unter anderen für Alexi Lubomirski, in Deutschland als feste Assistentin für Markus Jans, danach frei für Nan Goldin und andere. Die Fotografin, die seit neun Jahren in Berlin lebt, freute sich über unsere Anfrage, Alpha Dia in der Stadt seiner Jugend zu fotografieren. Da wusste sie noch nicht, wie kalt es in Hamburg werden kann. (Seite 34)



LORENZ HEMICKER war ein kleiner Junge, als er zum ersten Mal von der Rolle seines Großvaters bei der Ermordung Tausender Juden im Nationalsozialismus hörte. Der Großvater sei als Ingenieur bei der SS gewesen, er habe niemals einen Menschen erschossen, hieß es damals. Und später habe der Großvater alles bereut. Als Hemickers Vater starb, wollte der Politikredakteur der F.A.Z. es genauer wissen. Für ihn begann eine jahrelange Spurensuche in deutschen Archiven und in Gesprächen mit Überlebenden des Holocausts in Riga. Für uns hat er die Ergebnisse dieser Recherche und seine Gedanken dazu aufgeschrieben (Seite 56).

Von der alten Erzählung, mit der ihn sein Vater beruhigen wollte, blieb nicht viel übrig.



shop online at [ARMANI.COM](https://www.giorgioarmani.com) follow @giorgioarmani



GIORGIO ARMANI

FOTOS: LOTTERMANN AND PUENTES; KLAUS FENGLER, HERSTELLER, PRIVAT

Der Frühling kann kommen: Mit den neuen Outdoormöbeln wie dem Sofa Ansel (Flexform) lassen sich Balkon, Terrasse oder Garten für sonnige Stunden herrichten. (Seite 68)



Es bleibt dramatisch: Mit „Ku'damm 63“ gehen die Filme über drei Schwestern und ihre Männer im Berlin der Nachkriegsjahre jetzt weiter (Seite 46). Für uns treffen sich die Schauspieler im Kino International.



ZUM TITEL

Alpha Dia wurde Anfang Februar von Julia von der Heide in Hamburg fotografiert. Er trägt Louis Vuitton.

- 16 HENRIETTA LACKS
- 20 VIRGIL ABLOH
- 24 ALICE SCHWARZER
- 54 KLAUS LEMKE
- 74 BORIS HERRMANN

GESCHICHTE Vor 20 Jahren wurden gleich vier Deutsche zu Kardinälen ernannt. *Seite 15*

SPORT Hula-Hoop erinnert an die Kindheit, macht schlank und ist in sozialen Medien beliebt. *Seite 22*

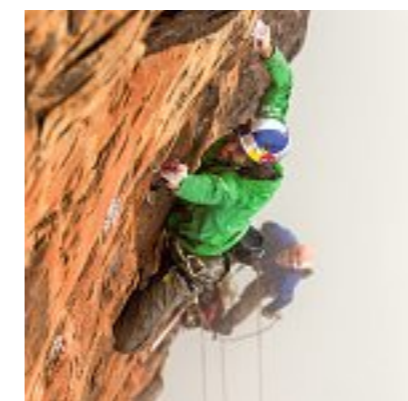
GESELLSCHAFT Was kommt nach dem Patriarchat? Ein Essay über den Fall des Manns. *Seite 42*

DESIGN Die Outdoormöbel von Volker Weiss können auch im Winter draußen stehen. *Seite 70*

REISE Der Tourismus auf Gran Canaria leidet unter Corona – die Insel leuchtet trotzdem. *Seite 72*

HANDWERK Unser Autor weiß, was in den Werkzeugkasten jedes guten Heimwerkers gehört. *Seite 73*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 28. März bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil
Instagram: @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin



Immer nur nach oben: Stefan Glowacz stieg vom Hobbykletterer zum Profiabenteurer auf. Die Corona-Krise ist auch für ihn eine Hängepartie. (Seite 64)



Ein Job für den Lockdown: 50 verstaubte Diakästen haben ihm seine Eltern hinterlassen (Seite 44). Unser Autor hat sich ans Aussortieren und Digitalisieren gemacht.



44430 NYLON RASO-TC
HOODED FIELD JACKET IN NYLON RASO-TC, A SPECIAL 100% NYLON SATIN, WITH A SILKY AND TRANSLUCENT APPEARANCE. IT IS GARMENT DYED WITH SPECIAL RECIPES WITH THE ADDITION OF AN ANTI-DROP AGENT. HOOD WITH FASTENING FRONT SNAPS AND INNER CONTOUR TAPE REINFORCEMENT. ON CHEST, TWO BELLOWS POCKETS, WITH BOXY FLAP AND THREE SNAPS FASTENING. TWO BELLOWS HAND POCKETS, WITH BOXY FLAP AND THREE SNAPS FASTENING. DRAWSTRING AT WAIST. SNAP AT CUFFS. HIDDEN ZIP AND BUTTONS FASTENING.


STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM



Aus der F.A.Z. vom 3. März 2001: Joschka Fischer in Rom im Kreis der neuen Kardinäle Leo Scheffczyk, Walter Kasper, Johannes Joachim Degenhardt und Karl Lehmann (von links nach rechts) Foto Barbara Klemm

VOR ZWANZIG JAHREN

Ob Joschka, der Sohn des Metzgers, wohl jemals davon geträumt hatte? Immerhin, den Geruch von Weihrauch kannte er noch aus der Zeit als Messdiener. Seither waren viele Jahre vergangen. Nun aber wohnte er an einem strahlenden Februarmorgen des Jahres 2001 einer ganz besonderen Zeremonie bei: Ein polnischer Papst nahm gleich vier Deutsche in das Kardinalskollegium auf, und er – so hat es die legendäre F.A.Z.-Fotografin Barbara Klemm während der anschließenden Gratulationscour für die Ewigkeit festgehalten – war als Außenminister und Vizekanzler der Bundesrepublik Deutschland mittendrin.

Zwanzig Jahre sind seither vergangen. Wenige Wochen zuvor, am 6. Januar 2001, war das Heilige Jahr zu Ende gegangen, mit dem die katholische Kirche den Anbruch eines neuen Säkulums begangen hatte. Zu Millionen waren Menschen aus aller Welt nach Rom geströmt und hatten dort einen Papst erlebt, der um Vergebung gebeten hatte für das viele Unheil, das im Namen der Kirche angerichtet worden war: Glaubenskriege, Inquisition, Judenverfolgung. Gut ein halbes Jahr später wurde der Terror im Namen des Islams unter der Chiffre 9/11 zur Signatur einer neuen Zeit.

Davon war im Februar 2001 nichts zu erahnen. Dass die Feier der Kardinalserhebung zum Ziel islamistischer Massenmörder werden könnte, kam niemandem in den Sinn. Und der im Straßenkampf gestählte Außenminister der ersten rot-grünen Koalition konnte nicht ahnen, dass deutsche Soldaten wenige Monate später in „uneingeschränkter Solidarität“ an der Seite der Vereinigten Staaten in den „Krieg gegen den Terror“ ziehen würden.

Auch die Grammatik der „Konsistorium“ genannten Kardinalserhebung vom Februar 2001 sollte ganz und gar nicht zu den Schrecknissen passen, die das Jahr noch bereithalten sollte. Johannes Paul II. hatte die Feier als eine große Geste angelegt, was die römischen Schneider in arge Verlegenheit brachte, mussten sie doch gleich 37 Männern auf einmal Maß nehmen. Den Papst scherten diese irdischen Nöte nicht. Nicht nur die „üblichen Verdächtigen“ aus den wichtigsten Bistümern der Welt sollten den Kardinalspurpur bekommen, etwa Jorge Mario Bergoglio SJ, der Erzbischof von Buenos Aires, der in seinem Orden alles

andere als wohlgelesen war. Oder Theodore E. McCarrick, der quirilge Erzbischof von Washington D.C., der jungen Männern nachstellte.

Eine besondere Note sollte die Kardinalserhebung vor allem mit Blick auf Deutschland bekommen. Die Kardinalswürde für Leo Scheffczyk konnte noch als Gunsterweis für einen Theologen gelten, der niemals zu den Fortschrittsoptimisten seiner Zunft gezählt hatte, die von dem Zweiten Vatikanischen Konzil Wunder erwarteten. Doch als der Papst am 21. Januar bei der Ankündigung des Konsistoriums und der Verlesung der Namen „Walter Kasper“ sagte, fiel vielen ein Stein vom Herzen. 1999 hatte Johannes Paul II. den Bischof von Rotenburg-Stuttgart als seinen „Ökumene-Minister“ in den Vatikan geholt, wohl wissend, dass Joseph Kardinal Ratzinger, der Präfekt der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre, auf seinen früheren Professorenkollegen alles andere als gut zu sprechen war. Ratzinger war bei weitem nicht der Einzige, der es mit Kasper nicht gut meinte. Doch Johannes Paul II. war die Ökumene ein Herzensanliegen und der bienenfleißige Schwabe der klügste Mann, den es für diese Aufgabe gab.

Der damalige Erzbischof von Paderborn, Johannes Joachim Degenhardt, hatte 1999 als einer der ersten Bischöfe in Deutschland dem Druck des Papstes nachgegeben und den Austritt aus dem gesetzlichen System der Schwangerenberatung befohlen. Nun musste Degenhardt Kardinal werden, weil auch Karl Lehmann diese Ehre zuteil werden sollte. Der Mainzer Bischof hatte sich als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz lange gegen den Druck gewehrt, der auf diejenigen ausgeübt wurde, die glaubten, dass dem Schutz des werdenden Lebens durch einen Rückzug aus der gesetzlichen Beratung nicht gedient sei. Am Ende setzte sich Johannes Paul II. durch.

Kardinal war Lehmann damit noch nicht. Sein Name fehlte in der langen Liste der Würdenträger, die am 21. Januar nominiert wurden. Doch nur eine Woche später wurde Lehmann in einem Überraschungsakt mit vier weiteren Bischöfen für den 21. Februar nach Rom beordert. Was in den Tagen zuvor geschehen war, hat noch niemand preisgegeben. Auch dieses Bild von Barbara Klemm tut es aller Magie zum Trotz nicht. *Daniel Deckers*

Henrietta Lacks *1920 - †1951 → ∞

1. Die Afroamerikanerin Henrietta Lacks wurde 1920 als neuntes Kind eines Eisenbahners in Virginia geboren. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter brachte der Vater sie zu ihren Großeltern, die eine kleine Plantage bewirtschafteten. Fortan wuchs Henrietta in jener Hütte auf, in der bereits ihre Urgroßmutter als Sklavin gelebt hatte.

2. Mit nur 14 Jahren brachte Henrietta ihr erstes Kind zur Welt. Vier Jahre später heiratete sie dessen Vater: ihren Cousin David Lacks. Die beiden zogen in die Nähe von Baltimore, wo David eine Anstellung auf einer Schiffsverft fand. Henrietta kümmerte sich um den Haushalt und gebar vier weitere Kinder.

DIE UNSTERBLICHE

3. Kurz nach der Geburt ihres fünften Kindes litt sie unter starken Unterleibsblutungen. Ärzte fanden einen großen Tumor im Gebärmutterhals und führten ihr vaginal über mehrere Tage Radium ein. Am 8. August 1951 starb Henrietta Lacks an akutem Nierenversagen. Sie wurde an einem unbekanntem Ort auf der Plantage ihrer Familie beigesetzt.

4. Für Forschungszwecke erhielt das Ehepaar George und Margaret Gey eine aus Henriettas Tumor entnommene Gewebeprobe. Es gelang ihnen, eine Zelllinie zu isolieren, die sich schnell teilte und nicht abstarb – eine unsterbliche Zelle. Sie nannten sie HeLa-Zelle, nach Henrietta Lacks Initialen. Bis heute hat diese Zelllinie weltweit zur Entwicklung unzähliger Medikamente beigetragen. Man schätzt, dass bisher insgesamt 50 Tonnen der HeLa-Zelle gezüchtet wurden. Sie haben nicht nur geholfen, Leben zu retten. Sondern auch Henrietta Lacks im wahrsten Sinne des Wortes unsterblich gemacht.

Von Simon Schwartz

© Conziere Maggiore



E8° 33' 28" N 45° 49' 18.6048

Laminar

HERNO SARTORIAL ENGINEERING

www.herno.com - ph. +39.0322.77091

PRÊT-À-PARLER



Kappe nach der Klappe

Wenn es im Leben an Inspiration mangelt, an Erinnerungen an Reisen, die Wochen danach noch präsenter sind als Jahre später, oder an Gesprächen, wie man sie mit Freunden um einen Bistrotisch anders führen kann, als wenn alle über Facetime zusammenhocken – dann muss eben Netflix herhalten.

Traurig, aber offenbar zutreffend: Die Streaming-Plattform bestimmt zu einem gewissen Grad unser Dasein. Was wir tun, was wir tragen, wie wir wohnen wollen, das klärt sich dieser Tage nicht selten irgendwo in einer Staffeln eins. Da wäre die Schachfraktion, die sich von „Das Damengambit“ motivieren lässt. Da wäre die anspruchsvolle bis großwahnsinnige internationale Klientel, mit der es britische Immobilienmakler zu tun haben, weil sie nach Anwesen sucht wie jenen, die in „Bridgerton“ zu sehen sind. Und da wären die Looks von Lady Di in „The Crown“, die derart zum Nachstylen einladen, dass zum Beispiel ihre Kappe nach der letzten Klappe schnell ausgemachte Sache ist. Das Vorbild bei diesem Trend ist ganz sicher Lady Di und nicht ein gebräunter früherer Präsident, der viele zur Schirmmütze inspirierte, die aber mit formgleichem Modell so gar nicht undercover unterwegs sind.

Also Diana. Schon hört man Kritiker fragen: Wieviel von der Di von damals steckt in der Di bei Netflix? Auch Netflix habe sich allenfalls von ihrem Leben und ihrem Style inspirieren lassen, um eine gute Story zu erzählen, sagen manche. Also nehmen wir uns auf dieser Seite an Netflix ein Beispiel und zeigen die Baseballkappe wieder in einer anderen Abwandlung, als Unisex-Teil mit markanten Logos. An der Stelle, an der eine frisch geschnittene Frisur sitzen sollte, steht dann: Calvin Klein Jeans (6). Oder Champion (1). Oder ein aussagekräftiger Polospieler (Polo Ralph Lauren, 4). Ebenfalls keine schlechte Styling-Alternative auf dem Kopf: Dior (3). Das Haus Karl Lagerfeld gibt gleich die vollständige Adresse an (5), Stone Island hält es dezenter (2), dafür passt die Kappe zu den bald blühenden Bäumen.

Zur FFP2-Maske also die Kappe in Frühlingfarben? Besser kann man sich im öffentlichen Raum kaum verstecken. Lady Di hätte das vermutlich gefallen. (jwi.)

Fotos Laila Sieber



H24

DIE NEUE DIMENSION
EINES PARFUMS

HERMÈS
PARIS



SNEAK AROUND (28): ADIDAS ULTRABOOST 21

2015 stellte Adidas seinen ersten Ultraboost vor. Schon da war klar: Den muss ich haben. Nicht nur wegen der neuen Boost-Technologie, die das Laufen auf Wolken versprach. Sondern auch wegen der Optik. Doch leichter gesagt als getan – der Ultraboost war in beliebten Farbvarianten binnen weniger Minuten ausverkauft und wurde für das Vielfache auf dem Zweitmarkt angeboten. Seit der Markteinführung ist der Ultraboost mehrmals aktualisiert worden, jetzt bekommt der beliebteste Laufschuh von Adidas eine neue Version: den Ultraboost 21. „Als würdest du von Tausenden Mini-Sprungbrettern abspringen, die dich vorwärts katapultieren“, so beschreibt ihn der Hersteller. Auf der Adidas-Website wird der Ultraboost 21 zum besten Laufschuh des Planeten erklärt. Grund genug, sich den Schuh einmal genauer anzuschauen.

Die Veränderungen zum Vorgängermodell von 2020 sind technisch und optisch offensichtlich: Die größte Innovation ist das Torsion-System, also die im Fersenbereich neugeformte Mittelsohle. Die Technologie soll mehr Stabilität im Vorfußbereich bieten, die Reaktionsfähigkeit des Läufers erhöhen und zu einem dynamischeren Bewegungsablauf führen. Mit sechs Prozent mehr Boost ist die Mittelsohle um rund ein Drittel höher als beim Vorgängermodell. Besonders Läufer, die viel auf Asphalt laufen, werden die Dämpfung zu schätzen wissen. Das Obermaterial, das Adidas „Primeknit+“ nennt, ist eine präzise Strickkonstruktion. Es ist aus Primeblue gefertigt, einem wiederverwerteten Material, das mindestens 50 Prozent Parley-Ocean-Plastik (upgecyclten Meeresmüll) enthält. Die Farbgebung in strahlendem Weiß und fluoreszierendem Gelb ist mutig – und als Motivationshilfe für Läufer gedacht.



Der Ultraboost 21 kostet 180 Euro. Zu kaufen gibt es ihn seit Ende Januar bei Adidas, seit dem 4. Februar außerdem bei ausgewählten Einzelhändlern. Weitere limitierte Auflagen wurden schon angekündigt.

Während der erste Ultraboost noch mehr Sneaker als Laufschuh war, ist die neueste Version optisch und technisch ein vollwertiger Laufschuh. Dass Adidas mit dem Ultraboost diese Richtung einschlägt, hat mich zunächst gewundert. Denn die Vorgängermodelle wurden von ihren Trägern eher als Alltags- statt als Laufschuhe genutzt. Nichtsdestotrotz bringt auch das neueste Modell eine ästhetische Komponente mit, die es für mich als Lifestyle-Schuh attraktiv macht. Viele Sneakerträger sehen ihn als tollen Running-Schuh, der so bequem ist, dass man ihn auch im Alltag trägt. Er macht Lust zu rennen. Als ich die Schuhe zum ersten Mal trug, ging das sogar mir so, der Nicht-Läuferin. Vielleicht schafft es der Ultraboost 21 ja tatsächlich, mir die Motivation und die bisher fehlende Energie für ein paar Runden im Park zu geben. Ich halte Sie auf dem Laufenden. *Aylin Güler*

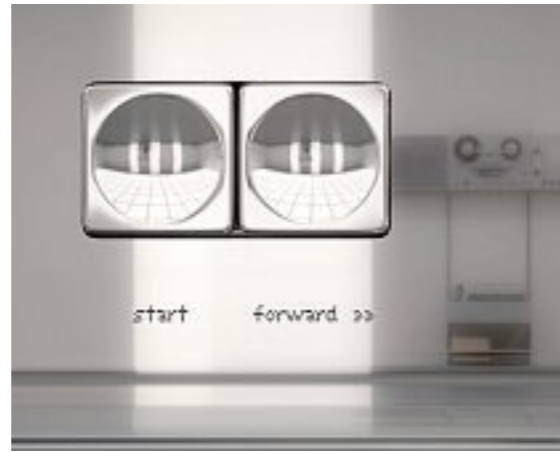
Als Dieter Rams 1965 für Braun die „Wandanlage“ entwarf, war das eine kleine Revolution. Nicht nur technisch, auch ästhetisch: Das HiFi-Gerät, das aus einem Steuergerät (TS 45), einem Tonbandgerät (TG 60) und zwei beidseitig platzierten Flachlautsprechern besteht, verband neue Technologien mit einem unaufdringlichen und benutzerfreundlichen Design. Wer sich die „Wandanlage“ kaufte, hatte ein technisches Gerät zu Hause, das wie ein kleines Kunstwerk aussah. Mit der Zeit verlor sich leider die Idee des demokratisch-schnörkellosen Designs. Aus der Wand wurde eine Wertanlage. Heute legen Sammler für das Original zuweilen mehr als 10.000 Euro hin.

Zum 100. Firmenjubiläum hat sich der Hersteller Braun nun mit dem Modedesigner Virgil Abloh zusammengetan, um dem ikonischen Entwurf neues Leben einzuhauchen. „Seit meiner Jugend gibt es eine Reihe von Designobjekten, die mir ins Auge gestochen sind, und diese Anlage zählt definitiv dazu“, sagte der Designer bei der Präsentation des Objekts. Abloh, der als Kreativchef die Männerkollektionen von Louis Vuitton verantwortet und auch mit seiner eigenen Marke Off-White erfolgreich ist, wird oft von Marken engagiert, die öffentlichkeitswirksame Streueffekte zu nutzen wissen. Für Braun hat er aus der „Wandanlage“ ein „funktionales Kunstwerk“ gemacht.

Auffälligste Änderung ist die Oberfläche aus poliertem Chrom: ein Material, das bei Innovationen im Industriedesign eine tragende Rolle gespielt hat und auch im Braun-Archiv zu finden ist, etwa beim Rasierer SM 3 oder dem Toaster T 1. Laut

Abloh ist es auch ein Träger, der Kulturen und Zeiten verbindet. Als Beispiel nennt er die Instrumente der Bluesband um Mamie Smith aus den dreißiger Jahren und die auf Hochglanz polierten Wagen bekannter Hiphop-Größen der achtziger Jahre. „Unser Ziel war es, die ‚Wandanlage‘ in ein neues Zeitalter zu bringen: Die verchromte Oberfläche lässt sie ebenso zu einem Spiegel wie zu einem Fenster in die Vergangenheit werden.“

Nun ist es so, dass die Preise für Produkte aus Virgil Ablohs Kooperationen auf dem Sekundärmarkt bekanntermaßen schwindelerregende Höhen erreichen. Ein Teppich etwa, den er im Jahr 2019 für Ikea entwarf (Kosten: 450 Euro) wird bei Ebay für 4750 Euro gehandelt. Bei Braun hat man deshalb vorgesorgt und bringt das Produkt erst gar nicht auf den Markt. Vielmehr solle das „funktionale Kunstwerk“ einen „Dialog über die Rolle des Designs“ eröffnen. Das Unikat hat Braun dem Designer geschenkt. Vielleicht nutzt er es als Spiegel in die Vergangenheit und klopft mal bei Dieter Rams an. Wäre doch interessant zu wissen, was der von dieser Sache hält. *Florian Siebeck*



Abloh für Braun,
Braun für Abloh



Zum Jubiläum von Braun: Designer Virgil Abloh entwirft die „Wandanlage“ neu – hier Detailaufnahmen.

PRÊT-À-PARLER

Der Mann, der unseren Alltag formte

Die „Aktion Plagiarius“ hat ihn vor allem bekannt gemacht: Seit 1977 werden jedes Jahr die dreistesten Design-Plagiatoren mit einem Negativpreis bedacht. Dabei hat Rido Busse in seinem Leben auch Hunderte massentauglicher Produkte entworfen, die auf der ganzen Welt zu Bestandteilen des alltäglichen Lebens geworden sind, wie etwa die Stuhl-Motorsägen, den Fahrrad-Kindersitz von Römer und den Sensorkopf der Dr.-Best-Zahnbürsten. Sein Bleistiftspitzer Dahle 322 schrieb sogar Fernsehgeschichte: Das kleine Gerät diente in den sechziger Jahren als Steuerknüppel für das Raumschiff Orion in der Science-Fiction-Serie „Raumpatrouille“.

Busse, Jahrgang 1934, gehörte zu den ersten Studenten an der Hochschule für Gestaltung in Ulm, die 1953 von Otl Aicher, seiner Frau Inge und dem Schweizer Architekten Max Bill gegründet worden war. Dort arbeitete Busse eng mit seinem Lehrer Hans Gugelot zusammen. Gugelot und Dieter Rams entwickelten damals für Braun gerade die Rundfunk-Phono-Kombination SK 4, liebevoll „Schneewittchensarg“ genannt, den transparenten Deckel baute Busse. Nach dem Diplom 1959 folgte er seiner späteren Frau Annegret nach Elchingen. Dort gründeten die beiden das Unternehmen Busse Design GmbH. Eines der ersten Erfolgsprodukte war die 2,75-Liter-Rührschüssel für Krups mit dem markant heruntergezogenen Rand.

Heute hat die Firma 60 Mitarbeiter und wird unter anderen von Busses Schwiegertochter Gabriele Busse-Kilger geleitet, der Frau seiner Tochter Aliko. Nach dem Tod seiner Frau 2002 hatte er sich aus dem operativen Geschäft zurückgezogen. Am 12. Februar ist Rido Busse, einer der letzten „Ulmer“, im Alter von 86 Jahren gestorben. (pps.)



Vor seinen Produkten: Rido Busse im Jahr 2017

FOTOS: AYLIN GÜLER, JAN ROEDER, HERSTELLER



MY STYLE.
MY STATEMENT.
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP





Nur einer von 30 Reifen: Elli Haschke hat sich in acht Monaten von Kleidergröße 40/42 auf 34/36 heruntergehüllt.

Auf den Dreh gekommen

Abnehmen, ohne sich von der Stelle zu bewegen? Ein Spielzeug aus Kindertagen lässt es wahr werden. Der Hula-Hoop-Reifen funktioniert immer noch wie früher. Schon seit Wochen kursieren Vorher-Nachher-Bilder in den sozialen Medien: Ein flacher Bauch und eine Wespentaille in knapp sechs Wochen? Scheint zu funktionieren. Menschen auf der ganzen Welt wollen nun kreisend ihre Corona-Kilos wieder loswerden.

Deutschlands bekannteste Hüllerin ist Elli Haschke, auch bekannt als Elli Hoop, Fitness-Influencerin mit mehr als 300.000 Followern. Dass sie innerhalb von acht Monaten fast 20 Kilogramm verlor und sich von Kleidergröße 40/42 auf 34/36 hüllerte, verdankt sie ihrer damaligen Hebamme. Sie empfahl Haschke, nach der Geburt ihres dritten Kindes mit dem Hula-Hoop-Training für die Rückbildung und zur Stärkung des Beckenbodens zu beginnen – das war 2018. „Ich habe niemals mit so einer Verwandlung gerechnet. Damals sagte ich mir noch: Jetzt bleibst du halt pummelig“, erzählt Haschke. Ihre ersten Versuche teilte sie auf Instagram, um anderen Mut zu machen, denn zu Beginn lief es auch bei ihr nicht rund – lange konnte sie den Reifen nicht oben halten. „Ich hätte am Anfang genau so einen Kanal gebraucht.“

Die quietschbunten Reifen erinnern an Kindertage – aber die Fitnessreifen in den sozialen Netzwerken sind wesentlich schwerer. Zudem ist man zu Beginn verwirrt, weil es Modelle mit und solche ohne Wellen gibt. Haschke empfiehlt, mit 1,2 Kilogramm zu starten. Je mehr man wiegt, umso schwerer darf der Reifen sein. „Ob mit oder ohne Wellen, das kommt auf den persönlichen Geschmack an. Ich huller am liebsten mit Wellen, weil die Haut dadurch noch einmal besser durchblutet wird und die Zellen stärker zur Regeneration angeregt werden“, sagt Haschke. Gute Einstiegsmodelle gibt es schon von 25 Euro an: „Das waren die am besten investierten 25 Euro meines Lebens.“ Mittlerweile besitzt Elli Hoop mehr als 30 Reifen, die sie genau geprüft hat.

Schon täglich 20 Minuten sollen reichen, um abzunehmen, die Körpermitte zu stärken und das eigene Wohlbefinden zu steigern. Angeblich vermindert die Sportart

auch Rückenschmerzen, mildert Menstruationsbeschwerden, hat positive Auswirkungen auf die Verdauung – und sogar auf das Sexualleben. „Durch das Training der kompletten Rumpf- und Tiefenmuskulatur bekommt man zur aufrechteren Körperhaltung zugleich mehr Selbstbewusstsein“, sagt Haschke. „Und das tut auch der Psyche unglaublich gut.“

Sie ist selbst überrascht, wie aus einem Sportmuffel eine Fitness-Influencerin mit Trainerschein im Breitensport werden konnte. „Es ist ein Sport, der sich nicht nach Sport anfühlt“, sagt sie. Das Training ist mit wenig Aufwand verbunden. War sie früher nach dem Umziehen schon nicht mehr recht motiviert, kann man den Reifen auch in Alltagskleidern kreisen lassen. Abends vor dem Fernseher oder beim Lesen hüllerte sie sich die Kilos weg. Allen Übermütigen rät sie, langsam zu starten. Denn außer Vorher-Nachher-Bildern sieht man auch immer wieder Fotos riesiger Blutergüsse. Am Anfang sei das normal: Die Haut ist den intensiven Massageeffekt nicht gewohnt. „Drei bis fünf Minuten am Anfang – nicht mehr. So sieht man, wie die Haut reagiert. Sollten blaue Flecken auftauchen, sofort Pause machen und langsam steigern“, rät Haschke allen, die nach dem ersten Training den Reifen am liebsten wieder in seine Bestandteile zerlegen wollen. Übrigens: Die Einzelelemente sind genauso schnell wieder verstaubt, wie sie zusammengesteckt sind.

Elli Haschke ist sich sicher, dass der Trend auch nach der Wiedereröffnung der Fitnessstudios weitergehen wird. Schließlich sind da nicht nur die Erfolgsmeldungen in sozialen Netzwerken – auch Wissenschaftler der kanadischen Universität von Waterloo bestätigen positive Auswirkungen auf Taillen- und Hüftumfang. In einer Studie aus dem Jahr 2015 reduzierten die Teilnehmer innerhalb von sechs Wochen ihren Taillenumfang um durchschnittlich 1,4 und ihren Hüftumfang um 3,4 Zentimeter. Trotzdem sollte man nicht zu verbissen an die Sache rangehen: „Einfach darauf achten, dass der Bauch angespannt bleibt und die Bewegung nicht aus der Hüfte kommt, sondern mit dem Becken gearbeitet wird“, rät Haschke. „Und der Spaß sollte nicht zu kurz kommen.“ *Anna Wender*

Will ich Mutter werden?

Mit meinen Freundinnen rede ich natürlich viel über das Thema Kinder. Doch obwohl wir alle eine ähnliche Ausbildung haben, ähnliche Werte vertreten und fast die gleiche Musik mögen, gehen unsere Vorstellungen von Zukunft auseinander. Wir sitzen in meiner Küche, Victoria und Merle und ich, und Victoria weint fast, als wir über die Pläne von Karen sprechen, einer gemeinsamen Freundin. Sie habe einfach Angst, Karen zu verlieren, sagt Victoria. Sie haben zusammengewohnt, sie sind so enge Freundinnen, und jetzt lebt Victoria in einer anderen Stadt und macht einen anderen Job, und Karen hat endlich den Mann gefunden, mit dem sie sich ihre Lebenspläne vorstellen kann. Und die will sie auch bald durchziehen, das spüren wir alle.

Der nächste Schritt, den sie gerade angegangen sind: zusammenziehen. Dann kommt ihre Spirale raus. Dann Kinder. Keine von uns ist sonst schon so weit, vielleicht werden wir auch nie so weit sein, wer weiß das schon. Keine von uns weiß sonst überhaupt mit dieser Sicherheit, dass es weitergehen soll, weitergehen wird, mit unserem Genpool, unserer DNA, die wir forttragen werden, einfach einwachsen lassen in die nächste Generation. Victoria hat diesen Wunsch nicht, Merle auch nicht, und ich, nun, ich weiß es ja nie. Ich bin hin- und hergerissen zwischen emotionalem Ballast und beruflichen Plänen. Zwischen körperlicher Unversehrtheit und der existenziellen Vorstellung, dass in einer anderen Brust ein Herz schlägt, das Teil von mir ist.

Karen aber weiß es. Vielleicht beneiden wir sie darum? Auf jeden Fall bereitet ihre Sicherheit uns Unbehagen, macht uns Angst. Wo wird Karen sein, wenn Victoria einmal Liebeskummer hat? Kann man eine junge Mutter mit so lapidaren Sorgen belästigen? Kann ich zu Karen und Stefan und Baby Nummer 1 fahren, wenn ich mich ausgesperrt habe und nicht weiß, wohin mit mir? Kann ich spontan mit einer Zimtschnecke vorbeifahren und bei ihnen klingeln? Müssen wir das Baby lieben? Müssen wir mit ihm spielen, auf es aufpassen? Werden wir diejenigen sein, die sich immer bei Karen werden melden müssen, weil sie Besseres zu tun hat, Anstrengenderes, Wichtigeres? Sie wird damit beschäftigt sein, einen winzig kleinen Organismus am Leben zu halten, der ohne ihre Fürsorge allein nicht lebensfähig sein wird. Sie wird ihn füttern, wickeln, wiegen und ihm Lieder singen. Und wo werden wir alle sein? Was ist mit uns? Wird Victoria sie verlieren? Sie muss Karen fragen. Sie muss ihr sagen, was ihr Angst macht.

Ich bin Sportlerin, das war ich immer, und so wollte ich auch immer wahrgenommen werden. Ich konnte immer essen, was ich wollte, musste mich nicht großartig einschränken. Die Vorstellung, dass ich die Kontrolle über mein Gewicht und die Proportionen verliere, dass ich nicht mehr weiß, was mein Körper kann und braucht, macht mir Angst. Es geht mir nicht darum, wie andere mich sehen oder ob meinen Partner zwei Cellulitestreifen stören könnten. Es geht mir darum, wie ich mich selbst sehen will, und Schwangerschaft, Muttersein, das ist kein Bild, das ich je von mir gezeichnet hätte. Ich sehe mich in der Zukunft als etablierte Autorin, ich sehe mich, verschwommen zwar, als erwachsene, erfolgreiche, irgendwie coole Frau, zu der jüngere Kolleginnen kommen, weil sie meinen Rat schätzen. Ich sehe mich, das ist wieder deutlicher, als ältere Frau in schicken Hosenanzügen, mit kurzen Haaren und gut sitzender Brille, in eleganten Blazern und mit Lackschuhen.

Ich sehe mich als Partnerin, die ihren Freund begleitet, in eine andere Stadt, ins Ausland, irgendwohin. Und ich würde dort schreiben, meine Gedanken multiplizieren und ausformulieren, mich verwirklichen. Ich sehe mich als treue Partnerin. Ich sehe mich sogar als Ehefrau. Doch ich sehe mich nicht als Frau, deren Bauch langsam kugelig wird, die ihn streichelt und innen drin etwas strampeln fühlt. Das ist eine Zukunftsvision meiner selbst, zu der ich nicht in der Lage bin. Fehlt mir die Phantasie? Oder möchte ich einfach keine Mutter sein?

Der schicke Hosenanzug, die Kurzhaarfrisur und mein elegantes Auftreten – all das schließt sich mit Mutterschaft schließlich nicht aus. Ich konnotiere es aber mit beruflichem Erfolg – und der ist für mich abgekoppelt von Mutterschaft. Viele Frauen sind entweder Mutter oder sogenannte Karrierefrauen. Jaja, viele würden nun entgegnen, heute sei alles besser und ganz anders als noch vor 20 Jahren. Aber ist es das wirklich? *Johanna Dürrholz*

Dies ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Die K-Frage: Was es heute bedeutet, (klein) Kind zu wollen“ von Johanna Dürrholz (Dudenverlag, 208 Seiten, 18 Euro), das am Montag erscheint.

FOTO: FRESHVERLAG

Escape the ordinary



SCHRAMM ORIGINS COMPLETE Cleo – Design Hanne Willmann
Handmade in Germany

schramm-werkstaetten.com

PRÊT-À-PARLER

"Es gibt kein Recht auf Sex mit einer Frau"

Frau Schwarzer, zur Vorbereitung auf unser Interview habe ich mir eine Folge „Der Bergdoktor“ angeschaut. Sie haben die Serie gelobt für ihr modernes Männer- und Frauenbild... Meinen Sie das ernst?
Aber natürlich! In der Serie machen Männer sich Gedanken über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, und Frauen haben jüngere Liebhaber. Eine Portion Feminismus ist also in der Unterhaltung angekommen. Wissen Sie, ich war immer gegen dieses sehr deutsche Einteilen in hohe Kultur und niedrige Unterhaltung. Ich finde das zu eng und im Übrigen menschenverachtend. Wenig ist schwerer, als gute, kluge Unterhaltung zu machen. Auch mit „Emma“ und meinen Büchern wende ich mich nicht nur an Gleichgesinnte. Ich will so viele Menschen erreichen wie möglich.

Jan Fleischhauer hat über Sie gesagt, Sie hätten „stets darauf geachtet, dass möglichst viele Frauen ihre Anliegen verstanden und teilen“. Der moderne Feminismus gehe den umgekehrten Weg. „Seine Adressatin ist nicht die Hausfrau oder die einfache Angestellte, sondern die genderbewegte Studentin aus dem Hipsterviertel.“ Ist das so?
Das gilt keineswegs für alle jungen Feministinnen. Aber für viele, vor allem die von den Medien gehätschelten.

Die neuen Feministinnen würden dem widersprechen. Was heißt hier „neu“? Es gibt junge Feministinnen, die denken wie ich. Und auch in meiner Generation gab es genug Feministinnen, die ganz immanent geblieben sind in ihrer Welt, an der Uni, in ihren Akademikerkreisen. Nichts dagegen. Ich bin selbst eine Intellektuelle. Aber ich habe mich nie auf die Szene beschränkt. Ich setze mich lieber in die Eckkneipe, wo dann so ein Kölscher sagt: Na Alice, machst du wieder alle Frauen verrückt?! Bring dem Alice mal en Doppelten!

Sie waren auch im Rateteam von Blacky Fuchsbergers Sendung „Ja oder Nein“.
Zum Kummer mancher Freundinnen. Den Emmas in unserer Redaktion war das damals hundepainlich. Die hüstelten so vor sich hin, sagten: Muss das denn sein? Da sagte ich: Nee, muss nicht – aber kann. Mir hat das riesigen Spaß gemacht, vor allem wegen Sepp Maier an meiner Seite. Das war Liebe auf den ersten Blick.

Mit einem Fußballtorwart?
Schwierig sind Männer, die die Superfeministen mimen, aber keine sind. Dieses Problem hatte He-Man Sepp nicht. Der war mit mir total gelassen und ich mit ihm. Wir hatten auch denselben Humor, einen tiefschwarzen. Im Übrigen verdanke ich dem Sepp einen sehr gediegenen Ruf. Ich erinnere mich, wie ich mir in einer Münchner Metzgerei eine Leberwurstsammel geholt hab', da sagte die Metzgersfrau mit erhobenem Zeigefinger zu mir: Geh'n's her, Frau Schwarzer, Sie und der Sepp...

Sie dachte, da läuft was zwischen Ihnen? Und?
Ich habe nicht dementiert.

Ihre Neigung zu gut gemachter Unterhaltung teilen Sie mit großen Weggefährten von Ihnen: Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir...
Und die Freude am Klatsch! Mit den beiden konnte man sich wunderbar über gemeinsame Bekannte das Maul zerreißen. Wenig verbindet ja mehr als gemeinsame Hassobjekte oder Liebhaber. Ich erinnere mich an ein gemeinsames Abendessen in Rom, im „La Carbonara“, weil Sartre so gern Spaghetti Carbonara aß. Irgendwann ging es ans Zahlen – und selbst bei Sartre und Beauvoir waren die Verhältnisse noch so, dass der Mann zahlte. Sie steckte ihm das Portemonnaie zu. Sartre ging es schon

Alice Schwarzer über die Waffen einer Frau, die Schwächen der Männer, die Freuden der Populärkultur, den Machtmissbrauch durch Prostitution und Pornografie als Vergewaltigung

Interview Timo Frasca
Foto Frank Röth

nicht gut. Er fummelte, halb blind, das Geld aus dem Geldbeutel. Castor, so nannte er sie, guckte, was er macht. Da sagte Sartre gereizt: Sie brauchen mich gar nicht zu kontrollieren – die beiden haben sich ja lebenslang gesiezt. Darauf sagte sie nicht etwa: Sartre, Sie sind halb blind, ich will Ihnen doch nur helfen. Sondern: Sie wissen doch genau, dass Sie immer völlig übertriebene Trinkgelder geben. Daraufhin er: Na und, das machte Genet auch. Daraufhin sie: Ja, aber Sie sind nicht schwul. So ging das ständig: zack, zack, zack.

Wie haben Sie sich kennengelernt?
Anfang der siebziger Jahre habe ich als junge Journalistin Sartre zu dem immer noch aktuellen Thema der revolutionären Gewalt interviewt. In seiner Einzimmerwohnung, er lebte wahnsinnig bescheiden. Es war Sommer, und ich habe damals gerne diese englischen Minis getragen. Die rutschten noch höher, wenn man sich setzte...

Sie haben es darauf angelegt?
Nein. Ich schwöre, ich habe auf so etwas nie gesetzt. Ich hatte einfach Spaß daran, mich so anzuziehen. Wie ich inzwischen weiß, ist das naiv. Im Gespräch geht irgendwann die Tür auf, Beauvoir kommt rein – und macht, als sie mich sieht, ihren berühmten Tête de chameau, ihren Kamelkopf. Mir war klar, was sie denkt: Sartre, der alte Trottel, gibt dieser Blondine das Interview nicht aus politischen Gründen. Mir war das höllisch, aber ich habe die Kraft gehabt, das Interview zu Ende zu bringen. Es wurde sogar richtig gut. Später, als Beauvoir und ich im Mouvement de Libération des Femmes zu Freundinnen geworden waren, habe ich sie mal nach der Szene gefragt. Sie konnte sich nicht erinnern und hat gelacht.

Sie haben geschworen, mit Ihrem kurzen Rock keine Absichten verfolgt zu haben. Aber ist das denn verwerflich, wenn Frauen mit solchen Waffen arbeiten und so in gewisser Weise auch die Einfalt mancher Männer ausnutzen?
Nein, ich finde das keineswegs verwerflich. Es gibt immer noch so viele Nachteile für Frauen, dass sie ruhig mit allen Waffen kämpfen sollten. Da bin ich ganz hemmungslos. Aber ich wünsche dieser Frau dann eine gesunde Distanz dazu. Sie sollte nicht darauf bauen. Selbst die sexyste Frau wird älter und rutscht irgendwann unter die Tarnkappe. Dann braucht sie andere Quellen für ihr Selbstwertgefühl.

In Ihrem neuen Buch „Lebenswerk“ schreiben Sie durchaus anerkennend über Angela Merkel, dass sie, wenn nötig, den Männern auch mal nach dem Mund rede.
Tue ich das? Stimmt, sie sagt manchmal, was die Männer hören wollen, und macht dann trotzdem ihr Ding. Solange das nicht zynisch ist oder irgendjemandem massiv schadet, finde ich es absolut okay. Menschen müssen sich in den herrschenden Verhältnissen durchwurschteln – und Frauen doppelt, sogar Kanzlerinnen.

Ist es auch okay, wenn ein Mann, der über ein Waffenarsenal verfügt, das nicht rein intellektueller Natur ist, nehmen wir George Clooney, einen Ihrer Liebhaber, diese Waffen auch einsetzt?
Aber hallo, natürlich! Dabei geht es weniger um klassische Attraktivität. Da schaut man einmal hin – und das war's. Aber Charme und Humor – beides hat Clooney – machen die Welt schöner.

Ich nenne einen weiteren von Ihnen hochgeschätzten Mann: Heinrich Heine. Dem haben Sie mal einen kritischen Liebesbrief geschrieben. Es heißt darin: „Denn für einen wie dich bin ich kein Mensch, ich bin nur eine Frau.“ Trotzdem enden Sie mit den Worten: „In treuer Liebe.“ Eine Liebes- und Kampferklärung zugleich.

Wie viel Macho darf ein Mann sein, dass Sie ihm trotzdem lieben oder wenigstens gern haben können?
Wenn ein He-Man, der im Prinzip ganz nett ist, sich idiotisch verhält, sag' ich mir, okay, was soll's. Ich habe eh nichts erwartet. Aber je näher mir jemand ist, umso

Frauen nicht immer zuerst: Alice Schwarzer, hier auf dem Kölner Bayenturm, in dem sich die Redaktion ihrer Frauenzeitschrift „Emma“ befindet, macht sich für Schwächere stark.



schmerzlicher ist die Enttäuschung. Bei meinem Lieblingsdichter und Lieblingsjournalisten Heine, den ich als junges Mädchen ohne Frauen-Bewusstsein blind verehrt habe, tat es doch sehr weh zu sehen, dass Frauen für ihn Menschen zweiter Klasse waren.

Reicht bei ihm nicht der zeitliche Kontext, um das zu verzeihen? Heine hat das „Wintermärchen“ über ein halbes Jahrhundert nach der „Deklaration der Rechte der Frauen“ von Olympe de Gouges geschrieben. Dafür ist sie von den Revolutionären unter Schafott geschleift worden. Auch unter den deutschen Achtundvierziger-Revolutionären, mit denen er sympathisierte, waren viele Frauenrechtlerinnen. Wir waren also schon Thema – aber ein Heine wollte zwar die Sklaven befreien, aber nicht die Frauen.

Wie sollte der Mann von heute sein? Er sollte seine Macht, welche auch immer, nicht missbrauchen. Generell gegenüber Menschen nicht. Er sollte empathiefähig sein. Und nach 50 Jahren neuem Feminismus würde ich auch erwarten, dass er ein Bewusstsein hat für die strukturellen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, die noch immer existieren. Er sollte versuchen gegenzusteuern, sich subjektiv bemühen, kein Komplize der Männergesellschaft zu sein. Gleichzeitig verstehe ich, wenn er kein feministischer Held ist. Er sollte sich und uns nichts vormachen. So wie wir uns alle nichts vormachen sollten: Wir werden nicht in 50 Jahren Frauenbewegung 5000 Jahre Patriarchat ungeschehen machen. Aber wir sind auf dem Weg, trotz aller Rückschläge.

Was bedeutet das für Ihren eigenen Umgang mit Männern? Wenn sie Machos sind, lasse ich sie links liegen. Wenn sie Menschen sind, freue ich mich. Und verstehe auch Widersprüche. Meinen früheren Lebensgefährten Bruno zum Beispiel, ein feministisches Juwel, habe ich dabei ertappt, wie er sich gewohnheitsmäßig um die Hausarbeit gedrückt hat. Ich habe daraufhin Forderungen gestellt. Er war dann zum ersten Mal in dem Waschsalon an unserer Straße in Paris. Wir schreiben das Jahr 1972, seither hat sich sehr viel geändert. Ich sitze zu Hause und tippe einen Artikel auf meiner Schreibmaschine, er kommt zurück mit der Wäsche und schaut mich tief betrübt an. Ich frage: Was ist denn? Er: Also Alice, da geh' ich nicht noch mal hin, da war kein einziger Mann, nur Frauen. Was, denken Sie, hat Alice dann gesagt?

Sie sind böse geworden? Aber nein. Ich habe gesagt: Versteh' ich, ist okay, ich mach' in Zukunft wieder die Wäsche. Damit will ich sagen: Man kann nicht immer tausendprozentig gleichberechtigt sein. Die Erkenntnisse, das Bewusstsein und die Prinzipien sind eins. Aber dann ist da noch das Leben, mit all seinen Unzulänglichkeiten und Ambivalenzen.

Ein weiterer Mann in Ihrem Leben ist Harald Schmidt. Sie haben aber in meiner Autobiografie akribisch nach Männern gesucht... Ja, Schmidt! Bitterschade, dass er keine Sendung mehr macht. Ich habe ihm ja mal diesen Preis für Sprachkultur verleihen dürfen. Das war zur Zeit seiner Polenwitze, als sich niemand an ihn ran traute... Ich fand die Polenwitze ja zum Sterben komisch.

Warum? Weil die einfach aufs Krudeste die Klischees auf den Tisch gehauen haben. Augenöffnend.

Das haben nicht alle verstanden. Ach wissen Sie, ich bin Deutsche. Aber man muss schon sagen: Mit dem Humor ist das so eine Sache in Deutschland. Ironie oder gar Sarkasmus sind hierzulande ja lebensgefährlich. Ich versuche daher, mich stark zu zügeln, denn ich habe ja eine permanente Tendenz zur Ironie und werde oft missverstanden. Schwarzer Humor geht in Deutschland schon gar nicht. Und den hat Schmidt eben.

Im letzten Interview, das ich mit Schmidt geführt habe, sprach er über weibliche Gäste in Fernsehshows wie seiner. Zum Beispiel über Schauspielerinnen, die, ich zitiere, „bekannt sind, weil sie einfach kräftige Lungenflügel haben. Genau aus diesem Grund werden sie eingeladen. Die kommen in einem knöchellangen Wollkleid, die sind da für den Film ‚Reib mir Pudding auf die Brüste‘, weil sie auch nie



1965 in Venedig: Alice Schwarzer mit ihrem damaligen Lebensgefährten Bruno Pietsch



1978 in Paris: Alice Schwarzer mit Simone de Beauvoir (rechts), mit der sie seit den frühen Siebzigern befreundet war



2009 in Berlin: Alice Schwarzer mit der damaligen Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (von links), Bundeskanzlerin Angela Merkel und Hildegard Hamm-Brücher

// "Grundsätzlich frage ich Sie: Welche Welt wollen wir, wollen Sie? Wollen Sie eine Welt, in der der Mensch zur Ware wird und in der alles käuflich ist?" //

im Leben etwas anderes gedreht haben – und sagen dann: Sprich mich bitte nicht darauf an, meine Schwester und ich machen grade ein Kinderbuch.“ Sind Sie da, als Feministin, immer noch auf Schmidts Seite? Aber ja! Auch da trifft er doch einen Punkt. Weil er die Verlogenheit aufspießt.

Als positives Beispiel für den Umgang mit der eigenen Weiblichkeit nennt er Barbara Schöneberger. Absolut richtig! Die bedient das Klischee, streckt den Busen raus und bricht es dann ganz selbstironisch. Wunderbar!

Ich bin froh, dass unser Interview bis jetzt so harmonisch verlaufen ist. Warum?

Mit dem berühmten Interviewer André Müller, der auch Schmidt schon interviewt hat, sind Sie einst so aneinander geraten, dass das Interview nicht erscheinen konnte. Der hat da gegessen, wo Sie jetzt sitzen. Ich hab' ihn nach kurzer Zeit rausgeschmissen.

Warum? Weil er widerlich war. Und mit den miesesten Tricks um die Ecke kam. Man kennt das als Journalist: Sich selbst vermeintlich entblößen, damit der andere sich auch entblößt. Er habe schon einen Selbstmordversuch gemacht, sagte er, ob ich auch schon mal einen gemacht hätte. In dem Stil ging das die ganze Zeit.

Laut Müller entzündete sich der Streit an der Frage, ob die Schriftstellerin Elfriede Jelinek eigenständig genug sei, Aussagen über sich selbst zu machen. Sie hätten sich gezwungen gesehen, Jelinek ihm gegenüber in Schutz zu nehmen, und seien darüber in Rage geraten. Alles Quatsch. Das waren einfach seine schmierigen Methoden. Es war übrigens das einzige Mal in meinem Leben, dass ich einen Interviewer rausgeworfen habe.

Der Kern seines Vorwurfs scheint zu sein, dass Sie sich anmaßen, das Wort für eine andere Frau zu ergreifen, die das nicht nötig hat oder nicht will. Diesen Vorwurf an Sie gibt es ja öfter. Da werden zwei Ebenen verwechselt: die Strukturanalyse und der Umgang mit dem Individuum. Ich komme aus einer Bewegung, in der viele gerne im Namen der Basis sprachen: die Linken, die Feministinnen. Genau das habe ich nie getan. Ich mache keine Stellvertreterpolitik. Ich bin jemand, der Strukturen und Machtverhältnisse analysiert, ich verteile keine Noten an Individuen. Aber ich bin eine Frau in einer Welt, in der es massiven Sexismus gibt, und das benenne ich – wie ein Schwarzer, der sagt, ich lebe in einer Welt, in der es massiven Rassismus gibt.

Auch Verona Pooth, ehemals Feldbusch, hat Ihnen den Vorwurf gemacht, dass Sie im Namen von Frauen sprächen, die sich von Ihnen gar nicht vertreten fühlten. Das war in einer berühmt-berühmtesten Talkshow bei Johannes B. Kerner. Es gibt wenig, was mich so langweilt wie das Thema Pooth. Das ist ja nun auch schon 20 Jahre her... Ich habe nicht mit Verona Feldbusch als Privatperson geplaudert, sondern klarmachen wollen, dass hier ein maßgeschneidertes Werbeprodukt sitzt und dass die jungen Mädchen sich von solchen Werbeidolen nicht unter Druck gesetzt fühlen müssen. Übrigens haben mich noch Monate und Jahre danach vor allem jüngere Männer auf die Sendung angesprochen. Gerade sie sind es leid, für so blöd verkauft zu werden mit so einem Frauenbild.

Viele junge Frauen machen heute Werbung, als Influencerinnen. Manche von ihnen haben sich so eine eigene Existenz aufgebaut. Können Sie dem aus feministischer Sicht nicht auch etwas Positives abgewinnen? Warum nicht. Aber ich möchte zu einer Welt beitragen, in der man nicht zum Schaden anderer profitiert. In der man Mädchen und Frauen nicht für doof verkauft, damit sie noch mehr konsumieren. So ein Frauenbild schadet unendlich vielen. Die Magersucht zum Beispiel ist heute die Sucht Nummer eins bei Mädchen und jungen Frauen. Jede zehnte stirbt daran. Wir leben in einer wahrhaft schizophrenen Welt. Frauen können Kanzlerin werden und als Astronautinnen ins All fliegen. Nach oben sind keine Grenzen gesetzt – und unten schlägt man ihnen die

Beine weg und raunt: Bist du denn auch attraktiv? Bist du denn auch begehrenswert?

Aber was ist denn das Problem, wenn Frauen, die gut aussehen, ihr Geld damit verdienen? Wir zwei sind befähigt, unser Geld mit dem Schreiben zu verdienen und dadurch auch unsere Eitelkeit befriedigt zu bekommen. Aber wenn eine junge Frau nicht schreiben oder nicht rechnen kann – mit welchem Recht wollen Sie ihr verwehren, auf eben das zu setzen, was ihr die Natur geschenkt hat? Ich verwehre niemandem etwas. Auch Sie verwechseln Strukturanalyse mit Kritik am Individuum. Ich klinge ja bei keiner und sage: Guten Tag, ich bin Alice Schwarzer. Sagen Sie mal, Sie haben ja schon wieder 10.000 Follower mehr und verdienen damit auch noch Geld. Das ist doch nicht meine Ebene.

Was denn? Ich möchte zur Aufklärung darüber beitragen, dass wir in einer Welt leben, in der mit der Ausbeutung des weiblichen Körpers Frauen eingeschüchert werden und Geld verdient wird, von den Schönheits-OPs bis zur Prostitution. Sie ahnen ja nicht, wie das Selbstwertgefühl gerade von kleinen Mädchen belastet ist, wenn sie sehen und hören, wie sie sein sollen, wie sie gar nicht sein können. Natürlich kann da die eine oder andere Influencerin ein bisschen mitverdienen – aber die Wahnsinnsprofite der Schönheits-, der Mode- und der Diätindustrie, die werden von ganz anderen eingestrichen.

Warum finden Sie es nur ein Problem, wenn der Körper der Frauen taxiert wird? Sie werden doch auch nach allem möglichen bewertet: ob sie gut Klavier spielen können, wie weit sie bei „Jugend forscht“ kommen. Daran stört sich keiner. Soll ich Ihnen mal was sagen? Ich habe heute um neun Uhr Nachrichten schauen wollen. Kurz vorher haben zwei Moderatoren die Folgesendung angekündigt. Ein Mann, eine Frau. Die Frau saß vorne mit Stiefelchen bis zum Knöchel und einem Blumenkleid. Die Beine ganz züchtig übereinandergeschlagen und schräg gestellt. Ich dachte, ich bin in den Fünffzigern. Der Mann im gleichen Alter saß zwei Meter hinter ihr, breitbeinig, mit Tennis-

schuhen. Was meinen Sie, was da bei der Frau an Energie allein für den schönen Schein draufgeht? 80 Prozent, würde ich sagen. Und bei unserem jungen Mann? Null. Der kann denken, der kann machen, was er will, im besten Fall etwas Sinnvolles.

Was sinnvoll ist, ist doch eine relativ willkürliche Setzung. Ich kenne viele Leute, die sagen würden, was wir beide machen, Texte schreiben, ist nicht sinnvoll, weil es schon so viele davon gibt. Immerhin schaden wir niemandem. Die Körperpolitik gegen Frauen aber schadet. Das ist, wie wenn Sie Drogenkonsum propagieren. Das macht die Frauen kaputt.

Was tun? Endlich aufhören, Frauen zu suggerieren, das Wichtigste sei der Blick der anderen. Und dass sie begehrt werden, von Männern in Zeiten, in denen wir uns mühsamst und unter Schmerzen, Frauen wie Männer, erkämpft haben, dass Männer den Frauen auf Augenhöhe begegnen. Ausgerechnet jetzt sollen die Frauen zurückgestoßen werden in diese Barbiepuppen-Existenz? Da sind wir doch schon kurz vor der Prostitution...

Auch damit haben Sie sich ausführlich beschäftigt. Sie sind für ein Verbot. Im Moment, unter Corona-Bedingungen, zeigt sich zweierlei: Dass man Bordelle, wenn man nur will, dichtmachen kann – aber auch, dass sich die Prostitution in die Privatwohnungen verlagert. Ist es dann nicht besser, die Frauen arbeiten in offiziellen Bordellen, wo es eine Mindestinfrastruktur gibt und im Zweifel auch einen Notrufknopf? Mein Lieber, bei diesem Thema scheint Ihnen einiges durcheinander zu gehen. Grundsätzlich frage ich Sie: Welche Welt wollen wir, wollen Sie? Wollen Sie eine Welt, in der der Mensch zur Ware wird und in der alles käuflich ist?

Die haben wir doch sowieso schon. Ach so. Und darum wollen wir immer so weitermachen? Ich sage: Nein, das wollen wir nicht! Und der Weg ist da ja auch ein Ziel. Wir haben in Deutschland heute zwischen 200.000 und 400.000 Frauen in der Prosti-

tution. Allein schon diese Zahl deutet an, was von der angeblichen Legalität bei uns zu halten ist. Bei den Ämtern sind nämlich nur 40.000 angemeldet. Von allen anderen wissen wir gar nicht: Gibt es sie, wo sind sie, leben sie noch? Die heutige Prostitution lebt davon, dass in den Bordellen im Vier-Wochen-Rhythmus sogenannte Frischfleisch angeliefert wird. Diese Frauen sind oft Opfer von Folter und Vergewaltigung, ihnen werden von den Zuhältern die Pässe abgenommen. Ohne Menschenhandel, ohne Zwang ist das alles nicht machbar. In Deutschland, einem der reichsten Länder der EU, gibt es die billigste Ware. Im angelsächsischen Raum wird die Prostitution zu Recht „weiße Sklaverei“ genannt. Bei uns passiert das direkt nebenan. Und wir kommen uns dabei auch noch liberal vor. Und gucken weg.

Angenommen, die Prostitution käme ohne Zwang aus, würden sie Sie dann noch bekämpfen? Was heißt denn „ohne Zwang“? Glauben Sie denn, es gibt irgendeine Frau auf der Welt, die das den Knaller findet, dass ein Mann kommt, einen Schein hinlegt und sagt: So, einmal von vorne und von hinten und immer schön lächeln!

Es gibt auch andere Dienste, die Leute nicht unbedingt gerne für andere tun. Eine Reinigungskraft muss, hart gesagt, die Kacke anderer beseitigen. Andere stumpfen am Fließband ab oder im Büro. Ich habe geputzt als Studentin.

Worin liegt der Unterschied? Ja, um Gottes willen! Der Unterschied ist, dass der eigene Körper, den man in der Prostitution oder auch im Pornogeschäft verkauft, die elementarste Grenze darstellt zwischen Intimität und Außenwelt!

Die Erotik-Influencerin Yma Louisa Nowak hat mal der „Süddeutschen Zeitung“ gesagt, ihr Körper sei nicht das Intimste an ihr. Da spricht doch manches dafür, oder nicht? Nehmen wir Schriftsteller, die ihr Intimstes in Buchform vor der Weltöffentlichkeit ausbreiten – auch da wird doch eine Grenze überschritten. In der „SZ“ steht vieles.

Verantwortung fördert Perspektiven
Stiften Sie Bildungserfolg!

Bundesministerium für Bildung und Forschung

Privatförderin **Friedel Mark** unterstützt **Ibrahim Al Halabi** bei seinem Studium im Fach Informationstechnologie und Design mit dem Deutschlandstipendium. Beide sind Teil eines lebendigen Netzwerkes, in dem Bund, Hochschulen und private Fördernde sich gemeinsam für talentierte Nachwuchskräfte engagieren und damit einen Beitrag für die Zukunft Deutschlands leisten.

deutschlandstipendium.de

10 JAHRE Deutschland STIPENDIUM

FOTOS: PRIVAT, BARBARA KLEIN, GDDP

Es gibt Feministinnen, die in Pornografie und Prostitution einen Ausdruck von Freiheit sehen, und Prostituierte, die ihre Tätigkeit vehement verteidigen.
 Ich kenne diese sogenannten freiwilligen Prostituierten zu genüge. Es ist immer dasselbe halbe Dutzend, das in den Medien herumgereicht wird. In der Regel betreiben diese Frauen selber Bordelle beziehungsweise sogenannte Salons und lassen andere Frauen die Beine für sich breitmachen. Ab und an sieht man auch Frauen im Fernsehen sitzen, die dann mit Puppenstimme sagen, dass sie das ganz geil finden, was sie machen. Ich guck' mir dann ihre Augen an und ihren Lebenslauf. Dann spürt man schnell, was los ist. Es sind eben oft auch Frauen, die schon sehr früh gebrochen worden, schon sehr früh benutzt worden sind. Laut internationalen Studien haben bis zu 90 Prozent aller Prostituierten Missbrauchserfahrungen. Dass manche sich irgendwann sagen: Wenn ich schon benutzt werde, warum soll ich nicht auch dafür kassieren? Das verstehe ich sogar.

Die Studien, die Sie da immer zitieren, wie valide sind die? Wir haben es hier ja mutmaßlich mit einem großen Dunkelfeld zu tun.

Das stimmt, mit einem gewaltigen Dunkelfeld. Wie beim Missbrauch von Kindern oder der Vergewaltigung. Aber ehrlich gesagt, ich brauche gar keine Studien. Ich rede seit Jahrzehnten mit Prostituierten – und wissen Sie, woran ich sie erkenne? An den Augen. An ihrem ausgelöschten Blick. Aber selbst das brauche ich nicht. Ich bin ein weiblicher Mensch, ich kann mir vorstellen, wie sich das anfühlt.

Wenn Sie aus Ihrer Perspektive als Frau heraus argumentieren, nutze ich, wenn Sie erlauben, mal meine Perspektive als Mann.
 Nur zu...

Mir ist Ihre übliche Erklärung, dass es Freiern nur um die Ausübung von Macht gehe, zu simpel.
 Ah ja.

Man kann sich doch auch andere Gründe vorstellen, warum Männer ins Bordell gehen.
 Und welche?

Zum Beispiel Unsicherheit in sexuellen Dingen. Der Mann hat ja eine entscheidende Schwachstelle.
 Die Erektion.

Es ist möglicherweise ein Unterschied, ob man mit jemandem schläft, von dem man sich ertappt fühlen kann, oder mit jemandem, den man danach nie wieder sieht. An den man deswegen unbelastet herangehen kann.
 Unbelastet ist gut!

Unbelastet von Stress, von biografischem Ballast, von Versagensängsten.
 Es tut mir leid, aber das ist echt euer Problem als Männer. Soll deswegen die Frau eine Ware sein, die ich kaufen kann? Wenn eine selbstbewusste Frau nicht in euer Muster von sexueller Erregung passt, dann macht einfach mal Pause. Dann lasst einfach mal stecken, bis ihr in der Lage seid, eine gleichberechtigte, gegenseitige Sexualität zu leben.

Wie finden Sie es denn, wenn Behinderte, die sonst keinen Zugang zu Frauen haben, die Dienste von Prostituierten in Anspruch nehmen dürfen?
 Es gibt kein Recht auf Sex mit einer Frau, kein Recht, überhaupt Sex zu haben! Damit müssen sich alle abfinden: Männer, Frauen, Behinderte. Davon abgesehen ist das mit den Behinderten eine Marktstrategie der Sex-industrie.

Abhilfe könnte die Pornografie schaffen. Aber auch die wollen Sie verbieten. Weil Sie es für unwürdig halten, wie Frauen da gezeigt werden. Manchmal habe ich den Eindruck, Sie verkennen, dass man Pornografie, aber auch Sexualität im Allgemeinen, nicht nach Maßstäben beurteilen kann, die im normalen Leben gelten. Die Grenzüberschreitung, das Rollenspiel gehört doch konstitutiv dazu.
 Das ist so. Aber das Rollenspiel muss in beide Richtungen möglich sein. Genau das ist das feministische Angebot. Du wirst auf nichts festgelegt, du musst kein echter Mann

sein, du kannst die Rollen herumdrehen, solange das für beide gilt und Dritten nicht schadet. Aber dass Sie im Jahr 2021 allen Ernstes noch die Pornografie verteidigen... Wo ein Kinderpornoring nach dem anderen ausgehoben wird und die Lebensläufe von Attentätern wie der in Halle zeigen, wie der Frauenhass frustrierter Männer nicht zuletzt durch Pornografie befeuert wird.

Was Sie Kinderpornografie nennen, ist Kindesmissbrauch. Und Ihre These, dass die Pornografie zu einer Verrohung der Gesellschaft beigetragen habe, kann ich nur bedingt bestätigt finden. Es gab in der Geschichte jedenfalls schon viel schlimmere Zeiten als diese, ohne Pornografie.
 Da ignorieren Sie jetzt einfach ganz lässig die Erkenntnisse der vergangenen Jahre und Jahrzehnte. Die Lebensläufe der Amokläufer und Frauenmörder mit ihrem exzessiven Pornokonsum. Den Taten geht ja immer die Erniedrigung der Opfergruppe durch Worte und Bilder voraus. Das ist beim Frauenhass nicht anders als beim Judentum. Und ja, Kinderpornografie ist Kindesmissbrauch. Und Frauenpornografie ist Frauenvergewaltigung.

Sie publizieren bei Kiepenheuer & Witsch. Der Verlag hat einen Gedichtband von Rammstein-Sänger Till Lindemann herausgebracht, in dem dieser auch Vergewaltigungsphantasien ausgebreitet. Der Verleger Helge Malchow hat Lindemann unter Bezugnahme auf die Kunstfreiheit verteidigt. Wie stehen Sie dazu?
 Mein Freund und Lektor Helge Malchow verteidigt so manches Mal Dinge im Namen der Kunst, die ich nicht verteidigen würde. Aber darüber kann ich mit ihm streiten. Bei Lindemann ist die Sache allerdings komplizierter. Seine Texte sind oft interessant, weil sie auch seinen Schmerz artikulieren. Ich gestehe Ihnen jetzt mal was: Die Kolleginnen bei „Emma“ wollten Lindemann in einem Heft zum „Sexist Man Alive“ ausrufen. Da habe ich gesagt: No way, Mädels. Viele Menschen sind geprägt von dunklen Dingen. Doch in dem Moment, in dem jemand seinen eigenen Schmerz dabei thematisiert, kann es Kunst sein. Wenn nicht, ist es Propaganda, Pornografie.

Ich glaube, ich habe verstanden, dass Sie die Menschen mögen, auch wegen ihrer Widersprüche.
 So ist es. Darum führe ich auch, ganz wie Sie, so viele Interviews und schreibe Biografien. Das politische Programm ist eines. Der Stoff des Lebens ein zweites. Da wird es kompliziert – und spannend. Natürlich sind wir alle auch abgründig, schleppen Ambivalenz mit uns herum. Nur erhoffe ich eine gewisse Bereitschaft, das erkennen zu wollen, statt es auf Kosten anderer auszu-leben.

Wenn Sie mit diesem Verständnis fürs Menschliche an den Fall Jörg Kachelmann, in dem es um den Vorwurf der Vergewaltigung ging, herangegangen wären, hätte Sie sich dann anders verhalten?
 Nein. Im Gegenteil: Ich bin auf nichts so stolz wie auf mein Durchhalten in der Causa Kachelmann.

Aber Sie und die „Bild“-Zeitung, in der Sie über den Fall schrieben, mussten juristische Niederlagen hinnehmen. Die Wahrheit im Fall Kachelmann ist: Ich habe niemals gesagt oder geschrieben, er war es, oder er war es nicht. Ich weiß es ja auch nicht. Ich war gegenüber Kachelmann zunächst auch nicht voreingenommen. Ich kannte ihn flüchtig und gebe zu: Ich hatte sogar eine gewisse Schwäche für ihn und seine anarchische Art. Ich war sogar mal zu Gast in einer Sendung von ihm, da haben wir zusammen Rock 'n' Roll getanzt. In der „Emma“ haben wir uns bei Bekanntwerden der Vorwürfe zunächst komplett zurückgehalten, kein Wort geschrieben, kann man alles nachlesen. Und ich habe in der Redaktion gesagt: Das ist eine sehr schwere Anschuldigung, das kann ein Leben vernichten.

So kam es in gewisser Weise.
 Ich habe mich im Fall Kachelmann nur so offensiv eingemischt wegen der Vorverurteilung der Frau durch die anderen. Schon vor Prozessbeginn hatten sich „Zeit“ und „Spiegel“ festgelegt: Kachelmann sagt die Wahrheit, die Frau lügt. Da dachte ich: Das können die doch gar nicht wissen. Was habe ich also getan? Etwas ganz Einfaches: Ich habe die Perspektive des mutmaßlichen

Opfers eingenommen. Das bedeutet nicht, dass ich der Frau recht gegeben oder geglaubt habe. Ich habe lediglich dieser parteiischen Berichterstattung für den Angeklagten den Versuch entgegengesetzt zu begreifen, was mit der Frau los ist. Denn nicht alle vorgeblichen Vergewaltigungsoffer lügen. Und übrigens wird in Deutschland nur jeder 100. mutmaßliche Vergewaltiger auch verurteilt. Die Zahlen sind ähnlich in Frankreich oder Amerika. Vergewaltigung ist ein strafloses Verbrechen.

Der Strafprozess endete mit einem Freispruch. Der Springer-Verlag musste Kachelmann Schmerzensgeld zahlen. Das Oberlandesgericht Frankfurt urteilte in einem Zivilprozess, dass Kachelmann nachweislich Opfer einer vorsätzlichen Falschbeschuldigung geworden sei.
 Für mich wiegt das Strafverfahren schwerer als der Zivilprozess in Frankfurt. Und der Freispruch war ein Freispruch mangels Beweisen. Der Richter hat in seiner Urteilsverkündung ausführlich betont, man habe die Wahrheit auch nach acht Monaten Verhandlung nicht finden können. Er hat an die Medien appelliert, sie mögen berücksichtigen: Es könne sein, dass Kachelmann die Wahrheit gesagt habe, es könne aber auch sein, dass er gelogen habe. Dasselbe gelte für die Freundin. Die Medien haben sich nicht daran gehalten. Übrigens will ich mal auf eines hinweisen: Ich war im Jahr 2010/11 mit der Haltung, dass auch das mutmaßliche Opfer Respekt verdient, in Deutschland ziemlich allein. In anderen Ländern, in Frankreich oder Amerika, sind zur gleichen Zeit Tausende Frauen wegen parteiischer Berichterstattung – unabhängig vom Wahrheitsgehalt in der Sache – auf die Strafe gegangen.

In der Causa Kachelmann waren Ihre härtesten Gegner Frauen, Kolleginnen. Auch von Feministinnen werden Sie immer wieder attackiert, unter anderem wegen Ihrer Kommentare zur Kölner Silvesternacht oder Ihrer Kritik am Kopftuch. Margarete Stokowski, Gallionsfigur der intersektionalen Feministinnen, hat Sie, die Sie ein schönes Buch über ihre „algerische Familie“ geschrieben haben, gar als „Rassistin“ bezeichnet. Wie gehen Sie damit um?
 Nur weil wir Frauen sind, müssen wir ja nicht einer Meinung sein. Aber die Diffamiation als Rassistin ist natürlich starker Tobak.

Suchen die das Gespräch?
 Ich schon. Die nicht.

Auch in Genderfragen liegen Sie über Kreuz mit den intersektionalen Feministinnen. Während jene die Überwindung des „binären Systems der Geschlechtlichkeit“ anstreben, geht es Ihnen um die Überwindung der Rollen, in die man durch das Geschlecht gedrängt wird.
 So ist es. Noch können wir ja nicht so tun, als hätten wir nicht auch biologische Geschlechter.

Viele bestreiten das.
 Ich weiß. Aber das ist magisches Denken.

Massiven Widerspruch in der feministischen Szene haben Sie einst auch verursacht durch Ihre Forderung, auch Frauen müsse der Dienst an der Waffe offenstehen.
 So kam es dann ja auch. Nur 21 Jahre später.

Was nach wie vor Konsens ist: dass Kinder und Frauen im Fall einer Katastrophe zuerst zu retten sind. Müsstem Sie als Feministin da nicht sagen: Frauen zuerst – wieso?
 Stimmt. Die Schwächeren zuerst.

Manchmal wird der Feminismus Opfer seines eigenen Erfolgs...
 Tja... Wir Frauen müssen eben auch bereit sein, die kleinen Privilegien, die wir haben, infrage zu stellen, wenn wir die große Gleichberechtigung wollen. Ich habe gerade in einer Zeitung eine kleine Provokation gelesen. Darin wird die Frage aufgeworfen, ob die Männer, die ja angeblich doppelt so oft an Corona sterben wie die Frauen, nicht zuerst geimpft werden müssten.

Und, was ist Ihre Antwort?
 Ich musste grinsen und dachte: Oh je, oh je, jetzt erwischt es uns im Namen der Gleichberechtigung!

Von Alice Schwarzer ist zuletzt im Verlag Kiepenheuer & Witsch „Lebenswerk“ (480 Seiten, 25 Euro) erschienen.



MR MARVIS

AMSTERDAM

DEINE PERFEKTE CHINO



BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS HOSEN AUF MRMARVIS.DE

TRIUMPH DES TOPFDECKELS

Von Ulrich Holbein

Es lässt sich nicht aufhalten. Es greift um sich. Kein Kraut wuchs dagegen. Keine Grenze blieb unüberschritten, kein Land verschont. Hast du was gegen raspelkurz? Nichts Wirksames. Erst kamen Risikofrisuren für Mutige, dann Einheitsfrisuren für alle. Ein Oberbegriff sprang von Birne zu Beule: unten kurz, oben lang = Ukuola. Vorsicht – höchst infektiös! Auch Erwachsene sind nicht immun.

Andere Moden wechseln jährlich, flauen bald wieder ab – Undercut glänzt als schweinchenfarbener Fels im Geröll.

Als Friseursalons dichtmachten, brach rasierete Panik aus. Haarspitzen drohten, aus der Haut hervorzubrechen. Sobald ein Lockdown gelockert wurde, stapelten und stauten sich vor Barbershops (Haircuts & Shaves) mehr Glatzen als vor Aldi. Alle machen pleite; neue Barbierstuben schießen aus dem Boden wie Pilze oder Haare.

Fragt man Undercut-Träger, warum sie so was tragen, kommt nicht viel Antwort. Verbalisierungsfreude zählt kaum zu den Hobbys. Wissen sie's überhaupt? Junge Kaminfeger, vorsichtig befragt, ob eine solche Frisur nicht an Heinrich Himmler erinnere, hörten diesen Namen nie. Sie wissen praktisch nicht, dass sie Kim Jong-un huldigen statt Donald Trumps human blondierter Welle. Wem aber huldigt Kim?

„Nehmen Mädels nicht Reißaus vor solch einem Anblick?“

„Meiner Freundin gefällt's.“

Bei Frauen sehen Sidecut und Undercut, je nach Kopfform, nicht so dubios aus wie bei echten Männern. Der fatale Topfdeckeleffekt entfällt durch fallende Büschel und Wedel. Vorschlag für männliche Topfdeckelvertreter, um nicht zu sagen Topfdeckelopfer: Könnten sie ihre allzu scharf umzirkelten Haarinseln nicht etwas auswuchern und wedeln lassen?

Schwimmen die alle nur auf einem Dauer-Trend mit, spätestens vom zwölften Lebensjahr an? Würden die sich auf „pflegeleicht“ rausreden können? Von wegen! Sage keiner, Undercut-Fans seien Barbaren, nein, es handelt sich um Know-how, Design, Ästhetik, Kultur. Am gewählten Look wird ständig gebosselt: „Los Männer, mit unseren Stylingprodukten steht eurem stilvollen Auftritt nichts im Wege!“

Jeder Glatzkopf, ob die Glatze ihm steht oder nicht, tut viel für sie. Der minimalste Kopfdeckel wird sorgsam getrimmt, massiert, eingölt, gebügelt, verschlingt Pomaden, Pasten, Wachs, Schaumfestiger, extrarstarke Haarsprays. Auswahl und Dosierung – Wissenschaft für sich. Frag den Rasierer oder Rapper deines Vertrauens!

Neben dem Mainstream radika(hl) gestyler Topfdeckelglatzen (mit und ohne Hipsterbart) schauen Späthippies, Althippies, Letzthippies, die krückeschwenkend im Pflegeheim in Stones-Fans und Beatles-Fans zerfallen, geradezu ungekämmt aus.

Betroffene Gestalten bewegen sich durchs Stadtbild wie übergroße, breitgebaute Kaffeekan-

nen mit viel zu kleinem gehäkelten Deckel oben drauf. Das menschliche Haupt depravierte zur entwaldeten Hirnkapsel, Wange an Wange mit dem menschlichen Gesicht. Antlitz adé – es mutierte zu Visage und Face.

Ratzekahl herumzulaufen avancierte zum Primärbedürfnis, der Mongolenschädel des Vollmonds zum Idol. Makel wurde gekrönt zum Gütesiegel.

KAHLE SCHEREN KAHLE

Unfreiwillige Glatzenträger leiden sich krumm – frag Opa! – und beneiden behaarte Mitbürger um deren Haarpracht. Wen Gott vor Haararfall verschonte, der säbelt sich voll Undank das Gottesgeschenk ab. Perücken und Glatzen rannten um die Wette, wer von ihnen lächerlicher und schrecklicher sei. Jeder Peter, der glaubte, seine Chance bei Frauen erhöhen zu können, erntete dann nur den Kosenamen Toupeter. Hinter Haarkranzlatzen riefen Kinder her: „Guck mal, Mutti, der da sieht aus wie ein Clown!“ Da machten sich Halbglatzen lieber zur Totalglatze. Bevor die Natur angeborene Haarpracht fortschab, ploppt unaufgefordert eine absichtliche Präcox-Glatze hervor.

2011 markiert den Durchbruch zum Siegeszug: Das Undercut-Movement hatte alle anderen Frisuren abgedrängt, vor allem die schöneren.

In überfüllten Rasurstuben, worin Kahle Kahle scheren, sitzen am Rand immer schon x-kahle Kunden, die dringend nachgekürzt werden wollen. Nur – was kann jetzt noch fortrasiert werden? Rasenmäher lassen dem Gras kaum Zeit und Luft nachzuwachsen. Kriterium heutiger Partnerinnenwahl: Schamhaarentfernung und Tattoo – ja oder nein? Geht's um Restinselverkleinerung? Vielleicht drängt's die Glatzen nur deshalb zum Rasierapparat, weil sie im tristen Leben keine Berührung erfahren. Onanie gewährt keine Endorphinausstöße von Typ zu Typ. (Diese Vermutung müsste aber erst durch genauere Umfrage und Feldforschung verifiziert werden.)

Plötzlich eine Produktidee: Glatzen könnten Mimikry anstreben, in Richtung Bommelmütze. Haarinseln könnten, zurückgeschnitten auf Bommelgröße, als Bommel oder festgewachsenes Bonbon auf ihren Fleischmützen sitzen. Das wär' doch mal was...

Wie aber konnte kulturhistorisch dieser Gesamtzustand einreißen?

Im Pflanzenreich stehen knüppeldicke Kakteen herum, und oben drauf, als i-Punkt, prangt eine winzige Blüte oder ein proportional viel zu kleiner Knubbel. Im Tierreich gelten Kreationen wie Nacktschnecke, Grottenolm, Blobfisch, gepupfte Hühner, Nacktmull als *ugly animals*. Vor fellbefreiten Katzen schreckt fast jeder zurück. Helmkasuar und Kronenkränich imponieren durch körpererigen Helm und Federschmuck. Beim Pudel hilf das Herrchen nach. Dem Wolf, auf dem Weg zu Pekinese und Mops, stahl man die Nase, dem Schaf das Fell. Tiere betreiben, um zu punkten, Umrissvergrößerung: Pfauen durch Radschlagen, Frauen durch Pfauenfedern, Kämpfer und Krieger durch Goldhelme.

Schon im alten Ägypten wurden Sklaven zwangsgeschoren, genau wie später Ketzer, Hexen, Rasseschänderinnen, KZ-Häftlinge. Würde wurde angetastet. Anmut ging flöten. Topf auf den Kopf, rundrum alles abgesäbelt: „Topfschnitt“ (*bowl cut*) häufte Schande auf den

Scheitel. In Spaniens Kolonien wurden Indianer, die beim Götzendienst erwischt wurden, geschoren und gepeitscht, 1944/45 rund 20.000 Französinnen, als „horizontale Kollaborateurinnen“, öffentlich durch Zwangsrasur gedemütigt. Selbst wer für Besitzer nur geputzt hatte, kam nicht ungeschoren davon. Haare ab – das galt als Warnschuss, als Vorstufe zu: Rübe ab. Indianer machten auch nichts Schöneres: skalpieren. Friseure lassen wenigstens die Kopfhaut dran. Das Schermesser schwebte auch über potentiellen Kastraten.

Ein Bauer hatte vier Söhne. Der erste durfte die Haare behalten, selbst als Leibeigener. Der zweite wurde Mönch, musste und durfte keinem Mädels mehr gefallen, bekam deshalb eine Tonsur verpasst. Wer nicht gedemütigt wird, muss seine Demut beweisen. Der dritte ging ins Heer – zack, Haare ab! Der vierte wurde straffällig – Haare ab! Ab in den Knast! Des Bauern Tochter brach die Ehe – Haare ab! Freiheitsentzug quälte weniger als Frisurvernichtung. Soldat, Knast, Ehebrecherin – alle drei eins geworden im Ehrverlust, Gesichtsverlust, Haarverlust. Zugabe: Mönch.

Dann aber sprangen den Entehrten Aufklärung und Optimismus bei, im Reich der Freiheit. Es kamen Demokratie, Sozialversicherung, Subventionen, Menschenrechte, unantastbare Würde, Neubewertungen, Künstlersozialkasse. Kein Rechtsstaat verhängte erniedrigende Prozeduren über seine Untertanen. Unfrisur als Brandmal starb aus. Besorgte Väter, die ihre Töchter durch Zwangsschur vom Diskobesuch abhalten wollten, bekamen Prozesse wegen Körperverletzung, Bußprediger, Fronboten, Schergen, Häscher, Büttel, Strafexzesse, Ausführorgane hatten gefälligst an sich zu halten.

Doch plötzlich füllten sich trotzdem – o perveres Wunder! – die Betonwüsten befreiter Menschheit optisch mit Erniedrigten und Beleidigten, Sträflingskolonnen, Schwerverbrechern auf Freigang, Söldnern massenweise, Schuldknechten, dies aber absolut freiwillig, ganz von selbst. Nur tonsurierte Zölibatäre marschierten nicht mit.

TONSURIERTE ZÖLIBATÄRE

Apropos 2011 – Quiz für Pazifisten und Softies: Wann schaffte die BRD ihre allgemeine Wehrpflicht ab? Am 1. Juli 2011! Alles klar? Das ist doch hoffentlich nur Zufall, oder? Das kann garantiert nur totaler Zufall sein, was sonst? Wenn jetzt jemand postulieren wollte: „Wer humanerweise nicht mehr von Staats wegen töten muss, will zum Ausgleich wenigstens optisch mit Soldatenfrisur herumlaufen“, dann wäre das nur böswillige Vulgärpsychologie. Die Würde des geborenen Soldaten ist ununterdrückbar!

Im „Dritten Reich“ sprang die Soldatenfrisur auf die Regierungsspitze über. In entmilitarisierten Demokratien sah der Nachwuchs bataillonsweise aus, als müssten Stahlhelm und Gasmaske besser passen, obwohl nirgendwo Unteroffizier und Oberstleutnant herumbrüllten, kein Stechschritt von Unterstützungskompanie und Reserveregiment tönnte, keine Koppeltragegestelle aufs Gemüt und auf den weichen Kern kruppstahlharter Schale und Schule drückte. Links, zwei, drei, vier – losgelassener Haarflut entstieg problemlos Turmschädel, Schwundstirnen, Augenköpfe, abfallend, abgeflacht, abgesägt. Eierköpfe empfanden ihre objektive Verunstaltung subjektiv als Outfitverbesserung. Stiernacken frönten der

FOTO: PICTURE ALLIANCE

Unten kurz, oben lang: Der Ukuola (statt Vokuhila, wie ihn einst Rudi Völlerrug) ist höchst infektiös. Auch Erwachsene sind nicht immun dagegen.



„Ästhetik des Hässlichen“. Jeder Figur ihre Fratze! Jeder Fratze ihre Frisur oder Glatze!

Lebenslängliche fanden ihr Markenzeichen, ihr Banner, ihre Identität, echt cool, angesagt, stylish, trendy, schön, total im Gegensatz zu ihren schamanistischen Tattoo-Kollegen 3500 vor Christus, die um den Hals Reißzähne trugen, kunstvolle Flechtfrisuren, Flechtzöpfe; denn 7000 Jahre lang versuchte jeder so imposant und schön wie möglich auszusehen.

Tatverdächtige tragen haargenau denselben Schnitt wie die Vollzugsorgane, von denen sie verhaftet werden, und stellen somit, Wange an Backe, die Einheit der mausgrauen Epoche her.

Wie leicht könnten Diskotypen, Rauschschmeißer, Muckibudenfanatiker ihre Problemzonen adrett unter Künstlermähnen kaschieren! Wer auf der Kopfschwarte Warzen sitzen hat, liefert solche Auswüchse am hellichten Tage lieber öffentlicher Glotzerei aus, als dass er dezent eine nette Locke drüber fallen ließe.

Warum wollen Menschen unbedingt ihre Mängel zu Markte tragen, ohne Schamrot?

Mit Haarpracht könnten Undercutter dem ohnedies fragwürdigen Naturgesetz, dass Gefäße größer sind als Gesichter, Ärsche raumfressender als Köpfe und Hirne, ein wenig herumbasteln, also mit Frisuraufbauschung (à la adliger Allongeperücke) dem Primat des Musculus gluteus maximus etwas entgegensetzen, also am Rädchen der Disproportion drehen – aber tun sie's? Im Gegenteil. Auf Breithüftigkeit, Breitschultrigkeit und möglichst breitem Hals soll ein möglichst irrelevantes Alibiköpfchen mit enger Stirn sitzen – Primat des Rumpfes! Köpfe wollen sich statt als Köpfe als Rumpfausstülpungen definieren.

Wenn du den Kopf nicht an der Garderobe abgeben kannst, weil er leider festgewachsen ist, dann begrenze ihn wenigstens aufs Minimum, mit und ohne Doppelkinn. Brontosauriereffekte: Zwergdrüse steuert Gigantleib vorwärts. Zack – kommen Segelohren noch viel absteher hervor, und jeder kann und darf und soll in Warteschlangen a tergo die Beschaffenheit samt Durchblutungsgrad glühender oder käsiger Ohrrückseiten studieren können – alles grausig diesseits von Rapunzel und Samson beziehungsweise Simson. Der blieb kraft Langhaarfrisur unbesiegbar, bis seine Liebhaberin Delila ihm im Schlaf die Matte abschnitt und er deshalb in seinen Untergang taumelte. Im Neandertal und der Bronzezeit hieß Haare verlieren – Power einbüßen.

Züchter züchteten Rosen den Duft, Apfelsinen die Kerne und Kakteen die Stacheln weg. Die Mützenindustrie zeigt berechtigtes Interesse, Menschen den Haarwuchs fortzuzüchten. Pomadenindustrie, Scherenhersteller, Barbieri, Friseurinnen wollen aber auch überleben. Märkte regulie-

FOTO PRIVAT

// Würden Pilzköpfe
von 1967 sich angesichts
heutiger Glatzen-
Jugend nicht im Grab
umdrehen? //

design by · made by

L I N D B E R G 

ren sich selbst. Wen könnten Zottelbartträger verachten, wenn sich alle Undercutter Fusseln und Bärte wachsen ließen? Dann stünde Poesie wie „Haut die Naziglatzen, bis sie platzen!“ unbemüht im Regen.

Soziologen, Psychologen, Konfliktforscher wollen gleichfalls überleben und fiese Theorien loslassen. „Identifikation mit dem Aggressor“ – kann das wirklich zutreffen? Extensivem Autoabgas setzen die Opfer eigenes unnötiges Abgas entgegen: Zigarettenqualm, zwecks Verdopplung krebserregender Schmach. Omnipräsentem Maschinenlärm setzen die Opfer eigenen unnötigen Lärm entgegen: Metallica, Hardrock, Rap, Rasenmäher. Die Bevölkerung, statt sich in asphaltfarbene, betongraue Städte bunt und subversiv hineinzutupfen, geht in abwaschbarer Hellgraukluft heim und bevorzugt im Privatbereich statt farbige Gegenwelt hellgraue Grundtöne, neutralgrau, farblos.

Ein Schöngest, also Schönheitsfaschist, des 18. Jahrhunderts (langhaarig) hat's vorausgewusst: „Anmuth ist also kein ausschließendes Prerogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Mindererschöne, ja selbst auf das Nichtschöne übergehen.“

INBEGRIFF DES BIEDEREN

Auf Youtube finden sich schönere Kahlhäußer als im Straßenbild. Wer sich aber als immun erweist und seine schönsten Haare nicht auf dem Altar des Zeitgeists ablegt, läuft in die Falle der Normalität. Soll man Frau Laabs' brettartige Dauerwelle eher Frisurhelm oder Helmfrisur nennen? Frau Saubermanns Frisuraufbau und Trockenhaube spielen in derselben Liga.

Passend hierzu für den Herrn, seit plusminus 1967: Fassonschnitt, geleckte Mittelscheitelfrisur, geschmückt mit quergestreiftem Schlips und Kassenbrille (also zuzahlungsbefreitem Brillengestell), wurde zum Inbegriff beamtenhafter Biederkeit. Nur Sparkassenangestellte konnten sich so was antun. Man zog die harmlosen Frankensteinsteine aus den Empfangsräumen nach hinten, damit sie nicht vorne die Kundschaft vergraulen, die genauso aussah.

Das Volk der Richter und Henker verharmloste sich in eine Bevölkerung der Produzenten von Zahnarztgattenlyrik und Quer-, nein, Schiefdenkern. Zeitgleich kamen, von plusminus 1959 an, Twiggy und Yul Brynner zum Zug. Sie suggerierten der ungescheuten Menschheit, dass Frauenfiguren mit anorektischer Ästhetik auf dem Weg zum Skelett keine Rundungen und behaarte Schädel, auf dem Weg zum Totenschädel keine Haare bräuchten. Alle glaubten das sofort. Ewig singende Wälder und flatternde Frisuren gingen flächendeckend von uns, Betonung auf Fläche. Bäume und Berge wurden zum Verkehrshindernis. Flurbereinigung griff um sich. Devisen kamen auf: „Unser Dorf soll kahler werden!“ Mitbürger handelten, als laute ihr Motto: „Meine Denkbeule soll kahler werden!“ Globus-Entwaldung und Schädel-Enthaarung liefen Hand in Hand, falls nicht Wange an Backe, in welt-historischer Parallelführung.

Frei flutende, antiautoritäre, aleatorische Laissez-faire- und Hippiefrisuren à la Albrecht Dürer, Friedrich Schiller, Novalis, Friedrich Rückert passen gut zu den Englischen Gärten des 19. Jahrhunderts. Gestutzte, ausgezirkelte, überpflegte Frisurgestaltungen, Hochsteckfrisuren, Dutt, Wischmopp, Irokesen-Compositions variieren die Kultur überschmückter Weihnachtsbäume oder auch die Buchsbaum-Ästhetik des 18. Jahrhunderts, Rokokogärten, Barockgärten, Chinagärten. Powerflowers blühten aber nach drei, vier Jahren gleich wieder ab. Hippiefrisuren trugen bloß Hunderttausende. Das Undercut-Movement zeigt eine Hydra von Millionen unausrottbar abgeschabter, pomadisierten Schädel, womöglich eine Milliarde – Gott hat keine Lust, sie zu zählen.

Würden Pilzköpfe von 1967 sich angesichts heutiger Glatzen-Jugend nicht im Grab umdrehen,



Topf auf den Kopf: Und dann schnitt Mutter rundherum alles ab, wie bei unserem Autor Ulrich Holbein (oben) und seinem Bruder Eberhard im Jahr 1957.

wenn etliche nicht knapp noch außerhalb herum-liefen? Nie würde Mick Jagger die (unergraubare) Zottelfrisur so fallen lassen wie Ringo Starr. Gandalf, Merlin, Rübezahl, Jesus, Gott, Bob Dylan, Frank Zappa, Karl Lagerfeld, Thomas Gottschalk, Winfried Glatzeder, Peter Sloterdijk, Richard David Precht sähen mit Undercut-Styling so unaushaltbar aus wie Goethe, Kant, Mozart mit Vollbart, so undenkbar wie Marx, Darwin, Brahms ohne Vollbart.

Das Haarnetz der Bundeswehr, die Konzession eines Bundeskanzlers, SPD, an den freiheits- und beatesliebenden Zeitgeist, wurde, nachdem die Bundeswehr 740.000 Haarnetze bereithielt, 1972 gleich wieder abgeschafft.

Schon in den guten alten Blütezeiten authentischen Hippietums stellte sich manch Matte und Afrolock als Perücke heraus; tagsüber saßen Kurzhaarbeamte im Büro; abends ließ man die langhaarige Sau raus.

Produktidee Nummer zwei: Wenn der Bürochef von Undercut-Fuzzis was gegen ausrasierte Nacken hat und die Aufstiegschancen der forcierten Glatzen verkleinert, böten sich dann nicht Arbeitszeit-Perücken an, die zeitweise einen bewaldeten Hinterkopf vortäuschen?

Die Wollmützenindustrie stieß sich gesund an allen Fleischmützen, deren Kopfwärme grausam entflieht, falls die Mütze mal kurz runterfiele. Ärzte stießen sich gesund an Erkältungen all derer, deren dampfende Undercut-Glatzen in kosmischer Nachtluft sofort auskühlten.

Die Undercut-Kultur könnte durchaus noch 250 Jahre lang vor sich hinrasieren. Denn von 1660 an verlangte ein Gesetz in China die Zopffrisur. Wer da nicht mitzog, dem drohte, statt Zwangszopf, Todesstrafe. Sofort schlängelten aus allen verordneten Glatzen kanalisierende Zöpfe hervor. Diese Zopfpflicht wurde erst 1911 abgeschafft.

Natürlich sagt das alles nichts über die brisanten Weltprobleme unausweichlicher Zukünfte. Sowohl kurz- wie langhaarige Figuren rudern darauf zu, mit und ohne Frisuren, im Fahrtwind ihrer Galeeren.

Lesetipp: **Werner Pieper (Hrsg.): „Haare. Mehr als nur eine Haupt-Sache“**. Der grüne Zweig 290, 200 S., bebildert, broschiert, Medienexperimente, Löhrbach 2018

Pullover, Hose, Schuhe
von Louis Vuitton

Seine Jugend hat er in Hamburg
verbracht. In Zeiten der Pandemie ist
Alpha Dia
zurückgekehrt. Ausnahmsweise
zeigt das bekannteste deutsche
Männermodel neue Mode nicht
in Paris oder New York – sondern
in Eidelstedt und St. Pauli.

*Fotos Julia von der Heide
Styling Markus Ebner*



Jacke, Pullover, Hose von Jil Sander, Schuhe von Dior Men





Hoodie von Tod's, Rollkragenpullover von Dior Men, Jeans von Valentino

Pufferjacke von Balenciaga, Jacke und Hose von Giorgio Armani

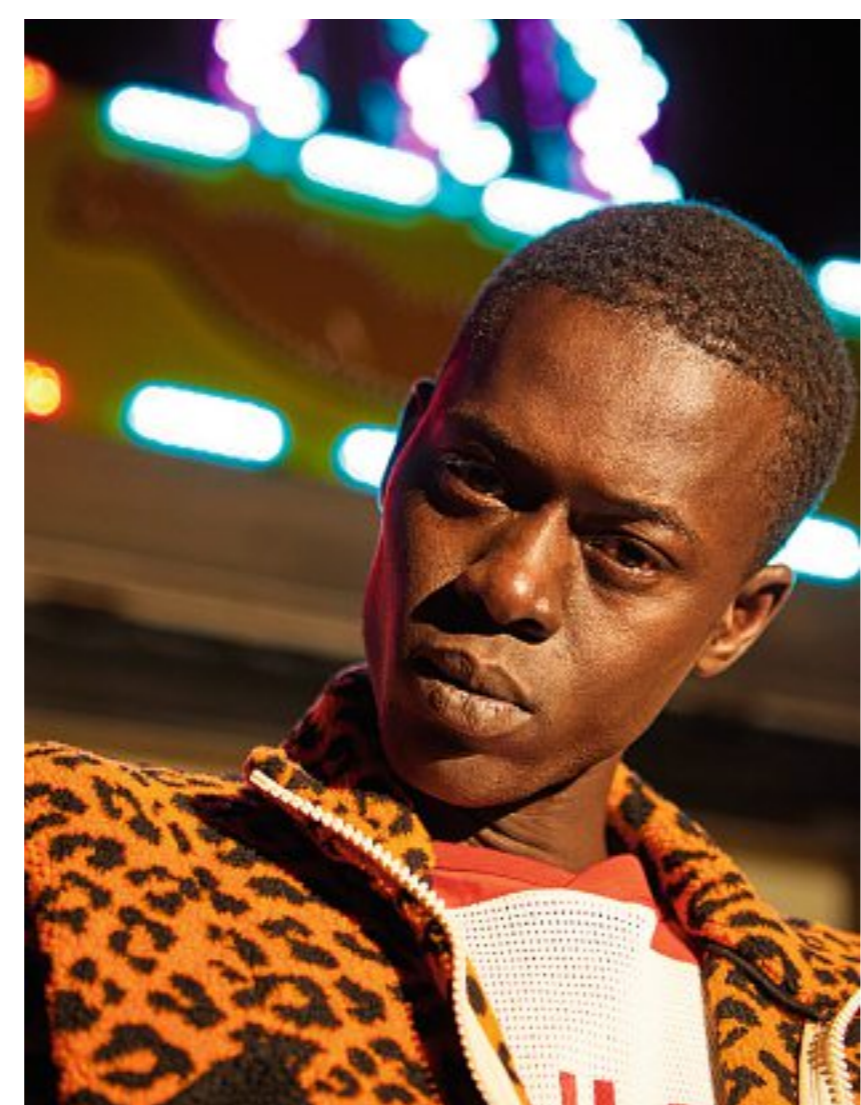
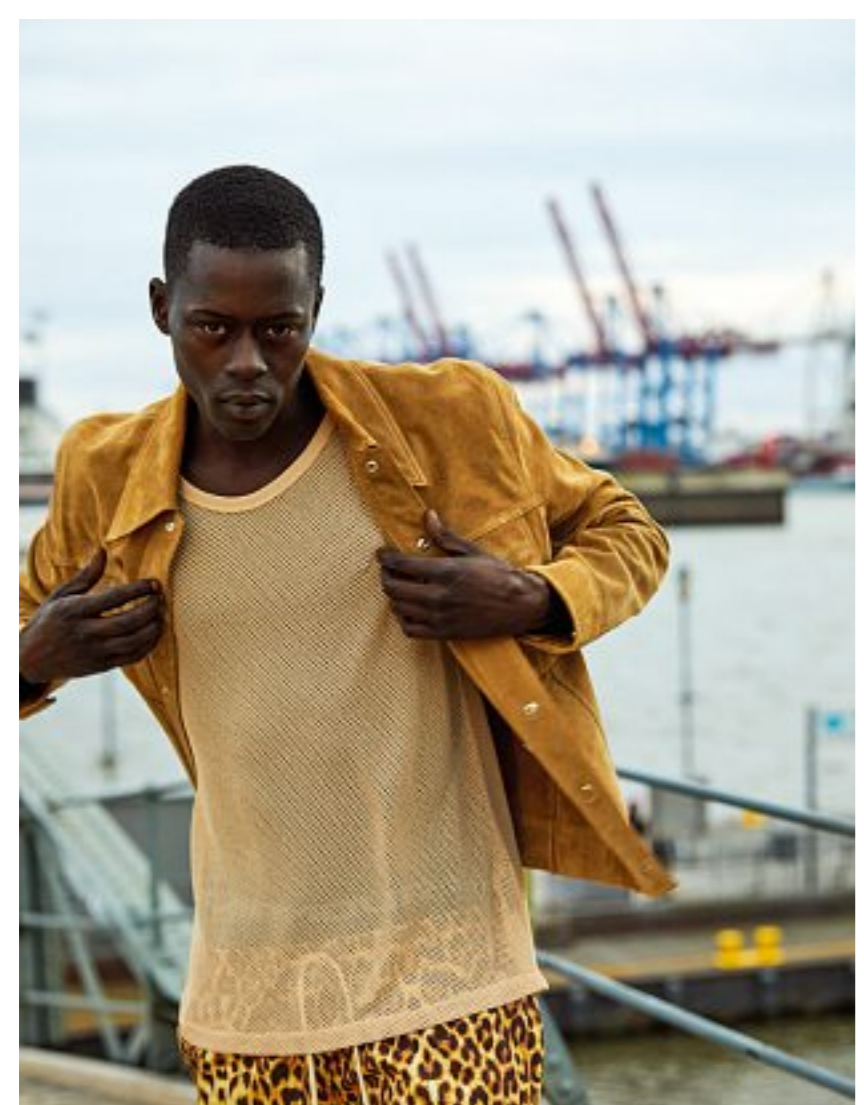


Bomberjacke und Oberteil von Ermenegildo Zegna XXX, Hose von Balenciaga, Sneaker von Celine Homme

Ousseynou: Hemd und Tanktop von Ami, Hose von Celine Homme, Schuhe von Giorgio Armani; Alpha: Komplettlook von Prada



Hemd und Hose von GmbH, Cardigan von Dolce & Gabbana



Links: Hemd und Tanktop von Ami, Hose von Celine Homme; rechts: Jacke und T-Shirt von Celine Homme





"Diese sechs Jahre waren eine schnelle Reise"



Ganz links: Hemd von Valentino; links: Komplettlook von Saint Laurent by Anthony Vaccarello

Alpha Dia, es war sehr kalt beim Shooting für dieses Heft in Hamburg. Wie hält man das durch? Ja, dauernd Minusgrade. Da braucht man Motivation. Und man muss dauernd in Bewegung bleiben. Da wir auch einen Making-of-Film gedreht haben, passte das.

Haben Sie schon schlimmere Shootings erlebt? Wenn es commercial wird, also bei Aufnahmen für Werbekampagnen, nimmt man weniger Rücksicht auf die Models. Im Vergleich war dieses Editorial dann doch entspannt.

Sie waren auf den Spuren Ihrer Kindheit. Ja, im Stadtteil Eidelstedt bin ich aufgewachsen. Mein Bruder Oz hat auch mitgemacht.

Ist er auch Model? Nein, er arbeitet im Supermarkt in Eimsbüttel. Aber es war schon das zweite Shooting, das er mitgemacht hat. Das erste war fürs Magazin des „Figaro“, in Nigeria. Da war sogar Naomi Campbell dabei. Es war schön, dass er jetzt auch mitgemacht hat. Außerdem haben wir noch Akeem Natty getroffen, einen Bekannten, der super-stylish ist, jeden Tag on point.

Wie hieß noch gleich die Straße, wo Sie wohnten? Kapitelbuschweg! Als ich nach Deutschland kam, hat es mich fast ein Jahr gekostet, den Namen richtig aussprechen zu können.

Wieso gehört eigentlich die Reeperbahn zu den Stätten Ihrer Jugend? Da war ich damals Barkeeper in der „Tiny Lounge“. Eines Tages im Jahr 2015 hat mich dort der Hamburger Fotograf Christian Bendel angesprochen. Mit den Bildern, die er gemacht hat, habe ich mich bei der Agentur Modelwerk beworben – und bin genommen worden.

Dann waren Sie ja mitten im Nachtleben. Ja. Das vermisste ich auch ein bisschen. Was da los war! Auf der Reeperbahn gibt es immer krass unterschiedliche Besucher, aus ganz Deutschland, und alle wollen feiern. Es ist lustig, das nüchtern zu verfolgen.

Und wie muss man sich eine Kindheit in Eidelstedt vorstellen? Das ist ein ganz normaler Stadtteil, bunt gemischt. Fußball war wichtig, St. Pauli, aber auch der HSV – eine solche Stadt braucht einen Verein in der Ersten Liga. Zum Volksparkstadion ist es nur eine Viertelstunde zu Fuß. Damals waren das noch die großen Zeiten mit Rafael van der Vaart, Daniel Van Buyten, Atouba... Ich glaube, sie schaffen den Wiederaufstieg.

Sie wurden 1992 in Senegal geboren. Wann sind Sie nach Hamburg gekommen? 2003, mit elf Jahren. Ich habe also lange dort gelebt und habe noch eine tiefe Verbindung zu dem Land. Wenn ich mit dem Stift irgendwas kritzele, schreibe ich immer wieder unbewusst „2003“.

War das damals ein schwieriger Übergang? Ich hatte mich sehr auf Deutschland gefreut, auf den Fußball und die großen Stadien. Aber ich habe nicht verstanden, dass man hier nicht zusammen spielt. In Senegal hatten wir einen Ball für 30 Leute, und alle haben zusammen gespielt. Hier hatte jeder einen Ball und hat alleine gespielt. Das fand ich komisch. Mir fehlte das Gemeinschaftsgefühl.

Sie haben das Wirtschafts-Fachabitur gemacht und wollten Flugzeug-Maschinenbau studieren. Bereuen Sie, dass das noch nicht geklappt hat? Nein, zum Bereuen hatte ich noch gar keine Zeit. Diese sechs Jahre waren eine schnelle Reise. Für mich ist das bis heute kaum fassbar. Ich bin immer an die richtigen Leute geraten und hatte viel Glück.

Wo ist denn inzwischen Ihr Hauptwohnsitz? Gute Frage. In der Pandemie war es dann doch wieder Hamburg. Aber in den fünf Jahren davor konnte ich mich schon glücklich schätzen, wenn ich eine Woche pro Monat hier war.

Also eher New York oder Paris? Eher New York, weil es dort mehr Aufträge gibt. In Paris und Mailand war ich bei den Männerschauen, an die sich oft Shootings anschließen.

Was war der erste Höhepunkt dieser Reise? Vermutlich die erste Calvin-Klein-Schau von Raf Simons im Februar 2017. Danach kamen viele Aufträge, zum Beispiel Barneys. Man muss erst über den Laufsteg gehen, für das Image, dann kommen die anderen Jobs fast von alleine.

Ein großes Thema in der Mode ist Diversity. Auch Anna Wintour engagiert nun schwarze Fotografen und nimmt mehr schwarze Frauen aufs Cover. Sie hat sich sogar live zugeschaltet bei der Fashion Week in Nigeria, bei der ich auch war. Ja, es hat sich viel geändert. Es ist aber seltsam, wenn man merkt, dass die Leute dich nicht buchen, weil sie dich gut finden, sondern weil sie irgendwas repräsentiert sehen wollen. Das finde ich nicht cool, das wird auch nicht meiner Arbeit gerecht.

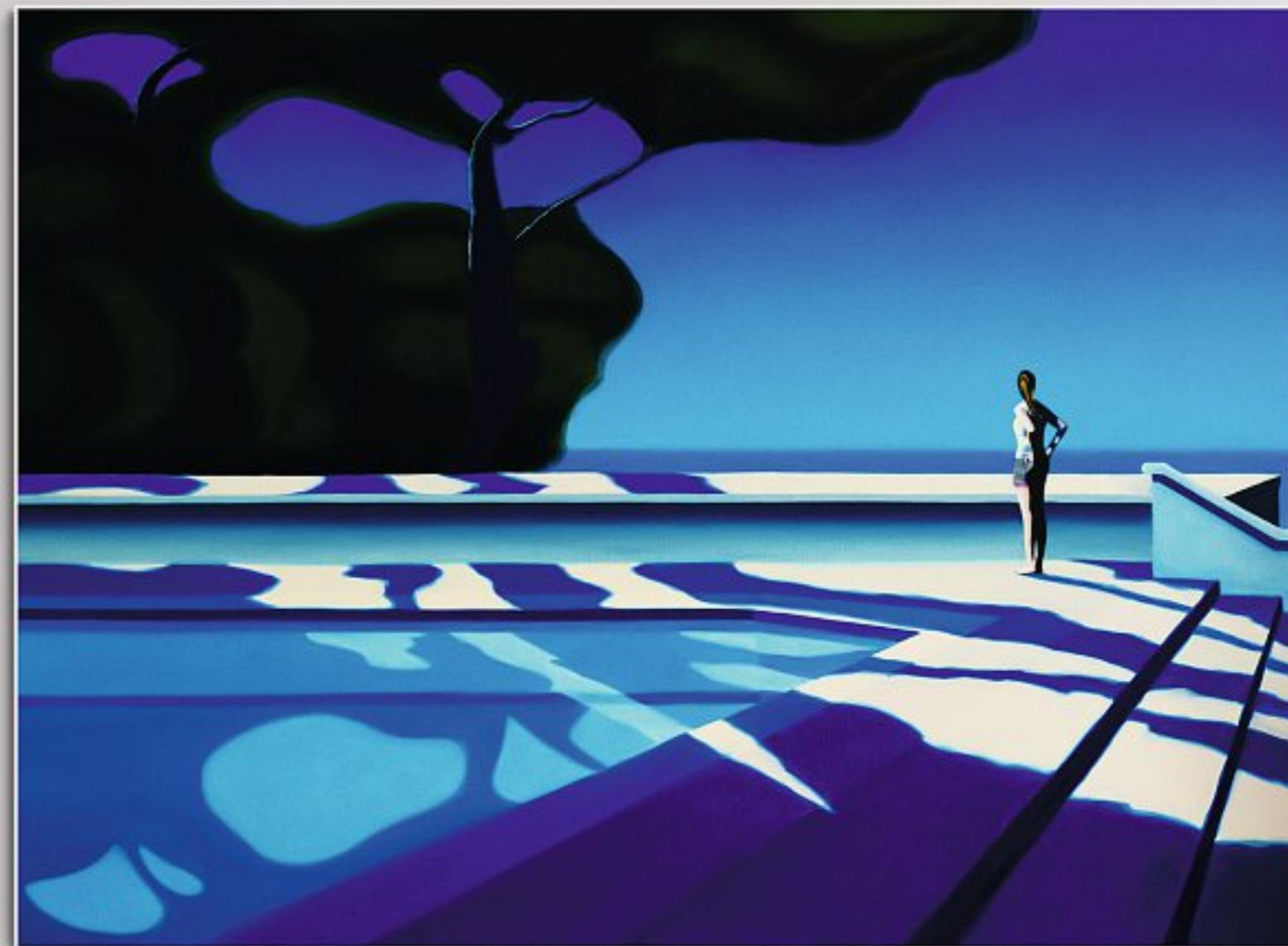
Bei Models.com wurden gleich drei Schwarze mit dem Titel Model des Jahres ausgezeichnet. Ja, Alton Mason hat gewonnen, dahinter kamen Malick Bodian und ich. Wenn drei Schwarze auf den ersten drei Plätzen sind, dann wirkt das ein bisschen künstlich. Obwohl alle drei es natürlich verdient haben – aber das sehen die Menschen nicht, die uns nicht kennen.

Für viele Jungen in Senegal sind Sie schon ein Idol. Ja, viele Jungs träumen von einer solchen Karriere. Aber ich werde auch krass in Eidelstedt unterstützt. Für meine Hilfsaktion für Senegal haben wirklich viele Jungs aus meiner Gegend gespendet. Das hat mich echt beeindruckt.

Die Fragen stellte Alfons Kaiser.

FRÜHLING IM HOME-OFFICE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Hugo Pondz The Bright Moment
Auffl. 150, handsigniert, 80,8x110,8cm, Art.-Nr. HPO08, 999 €



LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2 10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten, Interior © ziggytimmobilien.de

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS⁷

THE LIBERATION OF ART

NICHT SYSTEMRELEVANT Von Rainer Hank

Vom Aufstieg und Fall des Manns

Penelope, so heißt die Frau des Odysseus. Während der Held des Trojanischen Kriegs draußen in der Welt seine Abenteuer zu bestehen hat, wartet die Gattin zu Hause treu auf seine Rückkehr. Sie erwehrt sich all der Freier, die stürmisches Interesse bekunden. Als wieder einmal ein Barde mit einem schönen, aber traurigen Lied auf Penelopes Gunst hofft, wünscht sie sich, dieser möge doch ein fröhlicheres Lied anstimmen. Da schaltet sich Penelopes Sohn, der junge Telemachos, ein und herrscht die Mutter an: „Du aber gehe ins Haus und besorge deine eigenen Geschäfte. Die Rede ist Sache der Männer, aller, vor allem aber die meine! Denn mein ist die Macht hier im Hause.“

„Die Rede ist Sache der Männer“: Für die britische Altphilologin Mary Beard ist die Odyssee der Gründungsmythos männlicher Suprematie. Just in jenem Moment, da die schriftlichen Zeugnisse der abendländischen Kultur einsetzen, werden die Frauen zum Schweigen verdonnert. Es geht im wahren Sinne um einen Akt der „Entmündigung“. Es geht um den Ausschluss der Frauen aus dem öffentlichen Raum – aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Religion. Wie heißt es doch im Ersten Brief des Apostels Paulus an die Korinther? „Mulier taceat“, das Weib hat zu schweigen.

„Aufstieg und Fall des Manns“. Große Gesten lieben wir Männer. Es hört sich nach Drama an, so wie der Aufstieg und Fall von Imperien: Rom, British Empire – jetzt der Mann. Darunter machen wir es nicht, auch den Untergang heroisieren wir, inszenieren ihn als große Kränkung. Die Titanic lässt grüßen, leider ein paar Nummern zu groß für einen kleinen Essay.

Und überhaupt: Muss, wer absteigt, vorher aufgestiegen sein? War der Mann nicht vielmehr unvordenklich lange „oben“, jedenfalls in der Spanne, die wir europäisch überliefern? Also immer schon.

Auch „oben“ zu sein kann anstrengend sein. Zur Stabilisierung seiner Macht fühlte der Mann sich verpflichtet, fortwährend heroische Ideale zu zimmern: als Abbild Gottes, Krieger und strahlender Sieger. Heute fliegt dem Mann seine Heroisierungsgeschichte um die Ohren. Männlichkeit hat ihren einstmaligen positiven Klang verloren, wird jetzt gerne als „toxisch“ geschmäht, also giftig oder vergiftet. Es seien nichts als Rollenbilder – „performativ hergestellt“ und „sozial konstruiert“ zur Legitimation und Durchsetzung von Macht.

An solch eine Sprache mussten wir Männer uns erst gewöhnen. Herbert Grönemeyer durfte noch fragen: Wann ist ein Mann ein Mann? Und darauf antworten, was er hat (Muskeln, dünnes Haar), was er macht (Kriege führen, Pfeife rauchen) und was er ist (verletzlich, unersetzlich). Inzwischen ist die ganze männliche Ontologie weggerutscht: Was ein Mann sei, ist schon als Frage nicht mehr erlaubt und der Lächerlichkeit preisgegeben, seit Männlichkeit als machtbewusste Fiktion durchschaut wurde, mit der die Herren nicht nur über das „andere Geschlecht“, sondern auch über die Natur, das Klima und andere Männer, vorzugsweise solche anderer Hautfarbe, zu herrschen trachten.

Doch Fiktionen sollte man analysieren, bevor man sie dekonstruiert. Lassen wir also einige Stationen der Heroisierungsgeschichte des Manns vorbeiziehen. Schnell zeigt sich, dass die Geschichten männlicher Selbstheroisierung ambivalent sind. Fast will es scheinen, als ob der Mann stets neben den Phantasien seiner Großartigkeit auch ein Wissen um seine Gefährdung gehabt hätte. Achill, jener stolze Krieger und gefürchtete Kämpfer, dessen Mutter den starken Wunsch hegte, ihr Sohn möge unverwundbar und unsterblich sein, bleibt an seiner sprichwörtlichen Ferse angreifbar. Trotz göttlichen Ursprungs ist er sterblich. Der Mythos, die von Männern geschaffene Erzählung, kritisiert und relativiert die eigenen Allmachts- und Unverwundbarkeitsbilder.

Denn auch Heroen müssen leiden. Die spät-hellenistische Skulpturengruppe des Laokoon zeigt, was auf männlichen Übermut folgt. Im nackten männlichen Körper nimmt die Vorstellung göttlicher Stärke grandiose Gestalt an. Doch Laokoons Gesicht ist schmerzverzerrt. Er, der Apollo-Priester, wurde bestraft, weil er trotz Priesterwürde geheiratet und auf dem Altar seines Gottes Kinder gezeugt hatte. Eine jüngst im Nationalmuseum Zürich präsentierte Zusammenschau von Männerbildern resümiert: Schon in der Antike war das Bild des heroischen Manns äußerst ambivalent. Oben angekommen zeigt er deutliche Zeichen der Erschöpfung.

ÜBERFORDERTE HELDEN

Der Held war halt immer schon überfordert. Vielleicht mit einer Ausnahme – Michelangelos David, der bis heute als der „perfekte Mann“ gilt.



Der Mann wird überarbeitet: Michelangelos David, das Bildnis des perfekten Manns, nimmt auch das gelassen hin.

Ein Mann muss kein stahlharter Krieger sein, um männlich zu sein. Der Kampf mit Goliath steht kurz bevor, doch der jugendliche Held, der kein Knabe mehr ist, erwartet den Gegner lässig entspannt, auf Stand- und Spielbein tänzelnd, die Steinschleuder hat er kokett über die Schulter geworfen.

Die Kunsthistoriker mühen sich besonders um Davids wohlgeformten Penis und üben sich in Erklärungen, warum er nicht beschnitten ist. Sollte, wofür einiges spricht, die Beschneidung in der Renaissance als Verstümmelung, also als Schwäche verstanden worden sein, wäre nicht nur Gottes Segen, sondern auch dieses Glied Voraussetzung dafür, Goliath zu besiegen. Mit Michelangelos David habe die Männlichkeit in der Neuzeit ein neues Profil gewonnen, vermutet die Darmstädter Philosophin Petra Gehring: Sein Körper ist Ausdruck einer Ästhetik des nicht-kriegerischen, aber eben auch nicht mehr nur knabenhaften Helden.

Doch wir bleiben dabei: Held zu sein ist anstrengend. Dies haben all diese Abenteurer, Priester, Eroberer, Entdecker und Unterwerfer sich selbst eingebracht. Wem will der Mann eigentlich imponieren? Sich selbst? Den anderen Männern? Den Frauen? Es kommt darauf an. Nur eines ist klar: Imponieren will der Mann, immer. Und natürlich eine Welt erbauen, analysieren und sie gerne und fortwährend den anderen (Frauen) erklären. Auch diese seine Redelust versucht man ihm heute auszutreiben und als „Mansplaining“ ins Lächerliche zu ziehen.

Was musste es für die Wahrnehmung der eigenen Männlichkeit bedeuten, dass der schöne und gequälte Körper des gekreuzigten Christus, ein Schmerzensmann, in den Herrgottswinkeln jedes christ-katholischen Hauses präsent war? Seine Schwachheit zum Tode wurde als Ausdruck eigentlicher Stärke gedeutet und als Erlösung geglaubt. Christus ist ein Held, der die Gläubigen in seine heroische Nachfolge ruft. Ihm sollte der Mann nacheifern.

Friedrich Nietzsche hat dieses asketische Ideal bekanntlich als Ressentiments der Zukurzgekommenen verspottet. Und Napoleon hat gezeigt, dass es auch ohne religiöse Legitimation geht: Kurzerhand hat er dem Papst die Krone entzogen und sie sich selbst aufgesetzt. Welch eine Geste starker Männlichkeit!

BLICK HINTER DIE MASKE

Besonders dieses mit Napoleon beginnende 19. Jahrhundert dünkt uns eine Art Hochzeit der männlichen Ambivalenzen, in denen die Nähe zwischen Heroismus und Lächerlichkeit besonders sinnfällig wurde. Als Karl May von Old Shatterhand und Winnetou fabulierte, forderten die Männer in Europa sich noch gerne zum Duell auf: Ein Indianer kennt eben keinen Schmerz. Es geht um Ehre und Sühne. Wer sich dem Duell entzog, verlor seine Satisfaktionsfähigkeit. Allein in Paris, so liest man, wurden zwischen 1895 und 1905 mehr als 150 Duelle ausgetragen. Mit Sekundanten und allem drum und dran. Zu ernsthaften Verletzungen kam es dabei seltener, als man denken könnte. Die Duellanten sorgten dafür, dass der Gegner nicht gleich zu Tode kam. Womöglich war der bürgerliche Indianer auch damals schon ein bisschen wehleidig.

Ziehen wir eine Zwischenbilanz: Die Anwendung des Schemas vom Aufstieg und Niedergang ist zu schlicht. Stets hat der Mann gespürt und wortreich reflektiert, dass Unerfüllbares von ihm verlangt wurde. Heroisierung, Ironisierung und Entheroisierung gehen Hand in Hand. Der

Mann ist weniger verbissen als sein patriarchales Bild und durchaus zu Selbstironie fähig.

Und doch – was sind solche Selbstrelativierungen privilegierter Männlichkeit verglichen mit den Demaskierungen des Manns in unserer Zeit? Dass die Demontage als Kritik der Religion beginnen muss, hat die feministische Theologin Mary Daly schon in den siebziger Jahren gewusst: „Solange Gott ein Mann ist, ist das Männliche Gott.“ Wer das Patriarchat abschaffen will, muss mit Gott beginnen. Ihn zu weiblichen bringe gar nichts, sagte Mary Daly: Sie fand auch, es sei „keine schlechte Idee“, den Anteil der Männer an der Menschheit dauerhaft auf zehn Prozent zu begrenzen.

„Mask off“ („Runter mit der Maske“) heißt ein kürzlich auf Deutsch unter dem Titel „Sei kein Mann!“ erschienenes, sehr erfolgreiches Sach- und Kinderbuch. Am Ende bleibt kaum mehr etwas vom Manne übrig. Der Autor des Buches, JJ Bola, stammt aus Kongo, von wo die Familie in den neunziger Jahren vor dem Diktator Mobutu Sese Seko nach London geflohen ist. Männlichkeit ist für Bola ausschließlich Maskerade, eine Fassade, die unsere wahren Gefühle und Probleme verdeckt, mit denen wir von klein auf konfrontiert sind. Die Maske wirkt in einer patriarchalischen Gesellschaft besonders perfide, weil sie den Eindruck erweckt, als hätten Männer keine Probleme. Bola schreibt: Männer täuschen Heldentum vor und sind gezwungen, ihr Leiden zu unterdrücken. Sie sind arme und erbärmliche Geschöpfe.

Es ist gruselig, mit welcher Radikalität viele inzwischen die ganze Geschichte des Manns zermalmen. Die Vernichtung verlangt offenbar keine Begründung mehr. Zumindest in dieser großspurigen Geste knüpft JJ Bola nahtlos an die männliche Liebe zum Heroismus an, mit viel Masochismus und zugleich dem Pathos eines neuen Erlösungsverprechens. Ohne Vorbehalt bejubelt er die Bewegung #MenAreTrash: Männer sind Abfall. Bola sagt, dass er das nicht böse meine, sondern einfach als historisches Faktum. Das macht es fast noch schlimmer.

Was bleibt zurück, wenn die Maske gefallen ist? Ein lebenswertes Wesen? Männer sollen Tagebuch schreiben, um ihre Gefühle kennenzulernen, rät Bola. Sie sollen weinen (nicht nur beim Sport) und zärtlich sein dürfen. Das Patriarchat wäre am Ende nichts als ein einziges kollektives Trauma, in das wir hineingeboren werden wie früher im Christentum in die Erbsünde. Männer müssen die komparativen Rollenerwartungen abstreifen, oder sie müssen ihnen abgestreift werden, damit sie glücklich sein können. Der Fall des Manns wäre, so gesehen, seine Erlösung.

Dass nicht alle Männer tief dankbar sind für das Angebot, ihre Entmachtung als Befreiung zu deuten und zum Feminismus überzuliegen, überrascht nicht wirklich. Wie sie es machen, machen sie es falsch: Schweigen sie, gelten sie als Feiglinge, die sich wegduckten. Reden sie, heißt es, sie sollten endlich den Mund halten und zuhören. Thematisieren sie diese Alternative als Falle, nennt man sie larmoyant.

Inzwischen artikuliert sich eine Sammlungsbewegung der Gekränkten mit einem „neuen Typ misogynen Männlichkeit“ als autoritärer Backlash, wie die Publizistin Susanne Kaiser berichtet. Das sind Kerle, die auf unflätig-aggressive Weise den Spieß umdrehen. „Girls are nothing but trash“, Mädchen seien nichts als Abfall, behauptet die obskure Bewegung, die sich „Incel“ („unfreiwillig Zölibatäre“) nennt und sich zur Aufgabe gemacht hat, einen vor Frauen geschützten Ort als „Mannosphäre“ zu retten: Dort wird gemobbt, beleidigt, gedroht, gehasst, was das Zeug hält. Das kann man als gleichermaßen hilflos wie gefährliches letztes Zucken des Machismo abtun. Man könnte sich aber auch besorgt zeigen darüber, dass zumindest in bestimmten Reservaten des Netzes sich bekämpfende Horden die verlorengegangene Suprematie zurückerobern wollen. Die aggressive Demaskierung der Männlichkeit hat ihren Preis.

Der säkulare Trend ist unumkehrbar: Männer sind inzwischen nicht mehr systemrelevant. Selbst für die Fortführung der Gattung sind sie es bald nicht mehr, wenn die Verschmelzung von Samen und Ei aus den Stammzellen der Frau möglich wird und die Parthenogenese – Jungfrauengeburt – eine Option. Allen Gender-Pay-Gap-Klagen zum Trotz sind die Frauen ökonomisch die Gewinner der vergangenen 50 Jahre. Im Zweifel machen sie ihr Ding eben allein: Sie machen Abitur wie die Jungs, studieren und ziehen ihre Karriere durch. Ihre Einkommen haben in atemberaubendem Tempo zugelegt; dasjenige der Männer stagniert. Ob mit oder ohne Quote: Männer haben das Nachsehen, sind zumindest so lange benachteiligt, bis die Parität „aufgefüllt“ ist und können sich derweil in der Care-Arbeit verwickeln.

NEUE ARBEITSTEILUNG

Für den Mann ist das alles auch jenseits der Incel-Bewegung eine Kränkung und eine permanent anspruchsvolle Bedrohung. Eine Frau, die Kinder in einer glücklichen Lebenspartnerschaft hat und zugleich in einem guten Beruf ihre Leistungsbereitschaft beweisen will, brauche einen Partner, der nicht nur mitzieht, sondern dieses komplexe biografische Projekt auch zu einem Teil seines eigenen Lebensentwurfs macht, sagt der Soziologe Heinz Bude. Exklusive Männlichkeitsreservate (Orden, Stammtische, Golfclubs, Burschenschaften) als Rückzugsorte sind rar geworden. Selbst die Freiwillige Feuerwehr, traditionell eine männliche Stütze des zivilgesellschaftlichen Brandschutzes, wurde von Frauen gekapert. Deshalb fahren in den roten Autos heute auch nicht mehr Feuerwehrmänner, sondern Feuerwehrleute. Rotary musste per Beschluss des obersten amerikanischen Gerichts den Frauen Platz machen. Und statt der exklusiven britischen Clubs für Männer gibt es jetzt den Internetmarktplatz Clubhouse, bei dem Frauen als Gastgeber schon in der Überzahl sind.

In der familialen Arbeitsteilung hat längst der Wechsel vom Ergänzungs- zum Aushandlungsmodell stattgefunden. Die alte Arbeitsteilung, die vom Geschlecht vorgegeben war (Ernährer, Hausfrau), ist ein Auslaufmodell. Die neue Arbeitsteilung ist Sache von partnerschaftlichen Vertragsverhandlungen. Das bringt eine Menge Transaktionskosten mit sich, man kann auch Beziehungsstress dazu sagen. Dieser wurde früher externalisiert. Haben sich die komparativen Vorteile einmal ausgemeldet (er schneidet gerne die Zwiebeln und macht die Kinder, sie dübelt das Regal und geht in die Anwaltskanzlei), muss nicht jedes Mal neu verhandelt werden. Einzig Gebären und Menstruieren lassen sich, zum Verdruss vieler junger Frauen, (noch) nicht outsourcen, allenfalls von Leihmüttern erledigen. Und wenigstens die nicht ganz verlorengegangene Freude an Flirt, Erotik und spannungsgeladener Lust erinnert daran, dass Verschiedenartigkeit der – inzwischen sehr vielen – LSBTIQ-Geschlechter nicht nur ein Weg zu egalisiertem Ärger ist.

Verlust oder Gewinn? Wie verteilen sich für den Mann Kosten und Nutzen am Wendepunkt der Patriarchatsgeschichte? Helden würden wir schon gerne bleiben. Nur eben anders als früher. Ein Vater von vier Töchtern berichtet von erfolgreichen Wickelerfahrungen. Aus jedem seiner Worte klingt der Stolz, wie easy er das hinbekomme. Dass er vier Töchter hat und keinen einzigen Sohn, ist Bestandteil seines Heldenepos. Offenbar ist er der Meinung, dass Söhne zu zeugen ein wesentlich primitiverer Akt sei.

Telemachos, nicht Penelope, muss heute den Mund halten, sonst Gnade ihm Zeus. Penelope lässt sich von niemandem mehr zurück ins Haus schicken. Dass sie Odysseus, dem Abenteurer an ihrer Seite, gestatten würde, eine zehnjährige Irrfahrt durch die Welt zu machen, während sie das Haus hütet und Freier wegschicken muss, ist kaum zu vermuten. Zumindest hätte darüber verhandelt werden müssen. ◀

Als ich mit den 50 verstaubten Diakästen, die in ihren grauen Gehäusen jeweils Platz für 100 Rähmchen bieten, den Kofferraum füllte, sagte eine ältere Passantin: „Unsere können sie gleich mitnehmen. Wir haben noch einen ganzen Keller voll damit.“ Und ging weiter. Sie dachte wohl, ich sei auf dem Weg zur Müllkippe. Bei der Abfahrt war der Wagen hinten deutlich abgesenkt, bilde ich mir im Nachhinein ein. Da ahnte ich schon, was mir die 5000 Fotoschnipsel aus den Jahren 1957 bis 1990 für eine Arbeit bereiten würden. Wie hoch reichte der Turm wohl, würde man alle Diakästen, die in den Kellern und auf den Dachböden der Republik verstauben, übereinander stapeln?

Es mag noch Hunderttausende, wenn nicht gar Millionen geben – warum nicht 50 von ihnen in der gedehnten Zeit der Pandemie bergen und ihnen mit einer Art von Elan den Schrecken einer Altlast nehmen? Wenn die Zukunft schon unsicher ist, will man wenigstens die Vergangenheit in Ordnung bringen. Zudem verhiessen diese Dias eine Welt fast ohne Reisebeschränkungen. Mein Vater brachte es im Lauf seines Lebens auf mehr als 300 Reisen, viele davon hinter Mauern und Zäune in den damaligen Ostblock, die meisten aber in den Süden. In der Welt der Dias scheint fast immer die Sonne.

Die schönsten Aufnahmen sind die frühen aus den fünfziger und sechziger Jahren, noch in Glas gefasst: mein Vater, noch Junggeselle, mit Fes auf einem orientalischen Kuppeldach, ohne Jacke am Nordkap, mit Kufiya verummmt in Syrien, jedes Mal mit einem fast triumphalen Gesichtsausdruck. Auf dem Leuchttisch weisen die Aufnahmen eine fast almeisterliche Farbigkeit auf. Es sieht auf ihnen so aus, als hätte die Welt damals mehr Kontur, mehr Stil gehabt. Die Menschen in den europäischen Metropolen sind elegant gekleidet, die Autos schnittig, es gibt eigentlich keine Fremdkörper, alles ist an seinem Platz, so scheint es. Fotografieren war teuer, die wenigen Aufnahmen, die man sich leisten konnte, überlegte man sich gut.

Doch für die Nachgeborenen heißt es: aussortieren und digitalisieren oder abbauen. Auch Dias meiner Mutter und meines Großvaters sind dabei. Die Akropolis, der Kreml und Ephesus, die sich wenig verändert haben, sind gleich mehrfach vertreten, da fällt die erste Auswahl leicht. Aber auch die angestrebte Halbierung der Sammlung verursacht keine allzu großen Verlustängste. Nach drei Nächten, den Kopf tief über den Leuchttisch gesenkt, stellt sich mit den letzten Magazinen Nackensteife ein. Doch voller Eindrücke – ein Dutzend Leben und die eigene Kindheit und Jugend sind an einem vorbeigezogen – geht man zufrieden ins Bett und träumt von seinen Vorfahren. Standbilder werden zu Bewegtbildern – und das war erst Level eins auf dem Weg zur digitalen Familienchronik.

Denn jetzt werden Daten erzeugt, wird digitalisiert, geordnet, das Tor aufgestoßen zu einer unendlichen Reihe von Seiteneingängen. Der Diascanner, ein Leihgerät, kommt mit der Post. Er sieht aus wie ein Diaprojektor, verschluckt die Aufnahmen automatisch für etwa drei Minuten, putzt sie, indem er die Staubflusen herausrechnet, und überführt sie in digitale Dateien. Das Ergebnis ist besser als die Papierabzüge in den Fotoalben des gleichen Jahres.

Ein Magazin braucht etwa zweieinhalb Stunden. Dabei brummt und ächzt der Scanner, als würde er nach jedem Dia den Geist aufgeben, doch sein eisenharter Arm erlahmt nicht. Sein Geräusch im Nebenzimmer wird immer



1958 an der Place de la Concorde in Paris, mit Blick durch die Rue Royale auf die Madeleine



Woher kommt im Jahr 1966 dieser enorme Besucherstrom am Kreml?



Eine Schwäche für exotische Kopfbedeckungen: mein Vater auf dem Flughafen von Beirut

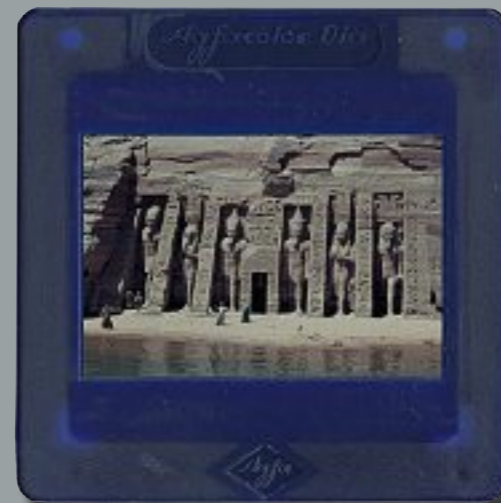


Eines der frühesten Dias: Der Packesel Kleopatra wird 1957 auf Sardinien für die Bahnfahrt präpariert.

BUENOS DIAS

Von Uwe Ebbinghaus

Was macht Vater auf dem Dach der Hagia Sophia? Und könnte das in Ägypten sein? Alte Reise-Dias bergen viele Geheimnisse. Einige Rätsel auf dieser Seite sind noch zu lösen.



Zum Greifen nah am Nil-Ufer: Tempel von Abu Simbel, kurz vor der Verlegung 1963



Weiter flussabwärts: Mein Vater streichelt ein kleines Dromedar.



Meraner Traubenfest II: Erinnert an die Kapitälstürmer von 2021 – aber was bedeutet dieser Kopfschmuck?



Was ist geblieben? Die syrische Oasenstadt Palmyra im Jahr 1965.



Zu welcher Stadt gehören diese Kuppeln? Keine Diasammlung ohne Irrläufer.



Der Umzug zum Meraner Traubenfest war 1963 noch voller geballter Energie.



Irgendwo in Afrika: Eine Wasserpeife war für Europäer in den Sechzigern noch ein Ereignis.



Old School: Der Käfer meines Vaters wird 1962 auf das Schiff nach Finnland gehievt.



Mit überlebensgroßer Blumenharfe: Die Meraner Umzugswagen sind voller Rätsel.

Dias digitalisieren – aber wie?

Das Einscannen und Digitalisieren von Dias kostet viel Zeit. Will man ein Magazin mit 50 Dias vollautomatisch in digitale Dateien umwandeln, vergehen in der Regel mindestens zwei Stunden. Oft umfassen Diasammlungen mehr als 50 Magazine. Bevor man sich dieser intensiven archivarisches Tätigkeit zuwendet, sollte man sich also fragen, ob man die Arbeit selbst erledigen möchte oder einem Dienstleister überträgt. Auf dem Markt gibt es viele Anbieter, die Dias zum Teil sogar mit eigenem Kurier abholen. Für jeden Scan muss man je nach Auflösung und Gesamtumfang zwischen knapp unter zehn und mehr als 50 Cent rechnen.

Hat man sich dazu entschlossen, selbst Hand anzulegen, sollte man sich klar machen, dass es bei großen Sammlungen einer Herkulesarbeit gleichkommt, ein Gerät zu verwenden, in dem Dias einzeln mit der Hand in den Scanner eingeführt werden müssen. Immerhin sind diese Geräte recht erschwinglich, während automatische Highspeed-Scanner in der Regel mehr als 1000 Euro kosten. Da es sich bei Diascannern um Geräte handelt, die man oft nur einmal im Leben für eine gewisse Zeit benötigt, liegt der Gedanke nahe, auf ein Mietgerät zurückzugreifen. Auch diese Dienstleistung ist nicht ganz billig: Für eine Woche, in der man bei normalen Schlafenszeiten und einem Dauerbetrieb von 16 Stunden am Tag ungefähr 50 Magazine verarbeiten kann, beträgt die Miete etwa 150 Euro.

Dabei kann man in der Regel auf hochwertige Produkte zurückgreifen, die viele automatische Bildbearbeitungsprogramme umfassen. Zudem enthalten die Angebote meist Erklärvideos und eine Service-Hotline. Zu beachten ist weiterhin, dass Scanner mit automatischem

Einzug oft Schwierigkeiten mit alten Glasdias oder sehr dicken Diarahmen haben. In diesem Fall führt oft kein Weg am händischen Einführen oder einem Dienstleister vorbei. (uweb.)

vertrauter, als hätte man sich eine Gelddruckmaschine ins Haus geholt, die ewige Werte schafft. Die Festplatte füllt sich, nach einer Woche will man den Scanner eigentlich kaum mehr hergeben. Hinzu gesellt sich ein vielleicht ungesunder Recherche-Ehrgeiz. Wo genau lag eigentlich diese sensationelle Bucht? Wer ist wer auf dem alten Familienbild? Lücken können nach all der Arbeit mit den lieb gewonnenen Rähmchen nicht geduldet werden.

Ein Freund erzählt, er lege neuerdings Puzzlere. Der Anfang sei leicht gewesen, nur sei er jetzt beim blauen Himmel angekommen, und die verbliebenen Teile hätten nun alle die eine Farbe, nur in der Form unterschieden sie sich noch. Das Gefühl kennen wir. Das ist der Punkt, an dem man Mitspieler braucht, um die Menschenansammlungen vergangener Tage zu enträtseln.

Die Digitalisate werden auf Terabyte-Festplatten kopiert und zunächst an die engere Familie versandt. Alle sind begeistert, fast alle sahen früher besser aus, die Gespräche am Telefon sind so intensiv wie lange nicht, das Rätselvirus ist übergesprungen. All jene Familienmitglieder, tot oder lebendig, werden geschmäht, die es jemals wagten, alte Aufnahmen oder Dokumente wegzwerfen. „Wieso weiß ich eigentlich nicht, wie meine Urgroßmutter großväterlicherseits mit Mädchennamen hieß?“, „Wer hat den Stammbaum von Tante Walli weggeworfen?“

Jetzt werden auch die alten Fotos, Testamente und was sich sonst noch alles in den verstreuten Schuhkartons mit kryptischen Aufschriften findet, hervorgeholt, digitalisiert, zugeordnet, abgeglichen. Damit ist die größte Gefahrenstufe des Projekts erreicht.

Um harmlose Reiserinnerungen geht es jetzt nicht mehr, Psychologie kommt ins Spiel. Die sechs Schwestern am Rosenmontag des Jahres 1921, die so unbeschwert und lebendig auf dem Sofa miteinander scherzen – 50 Jahre später würden sie sich ums Erbe streiten. Einige Aufnahmen verraten kleine Doku-Dramen.

Unerwartete Möglichkeiten haben sich aufgetan: Ich könnte die Bücher der 1901 geborenen Kölner Mundartdichterin Lis Böhle lesen, der Schwester meiner Urgroßmutter, und bekomme einen Einblick in die Tischgespräche meiner Vorfahren. Auf der anderen Seite macht sich eine unangemessene Erleichterung breit, als ich in den Memoiren meines Berliner Großvaters lese, dass die vierzigseitigen Journale, die er zu seinen großen Reisen als Junggeselle zusammengestellt hatte, den Krieg nicht überlebt haben. Sie füllten Regale – wer hätte das alles würdigen sollen?

Mein Lieblingsbild, eines auf Papier, es ist mehr als 100 Jahre alt, habe ich erst kürzlich enträtselt. Der Junge in der Bildmitte hat Segelohren, muss aber trotzdem mein Großvater gewesen sein, der später seltsamerweise keine mehr hatte. Und der Mann neben ihm muss mein Urgroßvater im Alter von 34 Jahren sein. Ich hätte ihn nie erkannt. Doch mit der Hand macht er – Edelsteinschleifer wie seine Vor- und Nachfahren – eine charakteristische Pose, vielleicht um seinen Fingerring zur Geltung zu bringen. Eine Marotte, die er noch auf den Bildern der späten Jahre pflegt. Wer aber ist die Frau rechts im Bild mit diesem lebensklugen Blick? Ist es die Mutter seiner zweiten Frau in der Bildmitte – oder meine Urgroßmutter, deren Namen ich nicht einmal kenne? Man wünscht sich vielleicht nicht direkt ins Bild hinein – aber hätte man doch die Großeltern intensiver befragt!

Alte Diasammlungen sind perfekt für die dunklen Tage in Pandemiezeiten mit Ausgangssperre, doch irgendwann, bevor der steife Nacken chronisch wird, muss man ein Ende setzen. Sonst steht die Ahnenforschung drohend im Raum. Einen Schritt weiter, und man ist verloren. Ahnenforscher gehen bekanntlich allen ihren Zeitgenossen auf die Nerven, sogar der eigenen Familie. Nur die kommenden Generationen wissen ihre Arbeit zu schätzen, bedanken können sie sich nicht. ◀

Die Schöllacks sind wieder da: Nächste Woche kommt endlich „Ku’damm 63“ ins Fernsehen. Vorher haben sich die Protagonisten auch vor unsere Kamera gestellt: großes Kino!

*Fotos Lottermann and Fuentes
Styling Miriam Diaz*



Heino Ferch: Mantel von Lemaire über Mytheresa, Hemd von Jacquemus über Mytheresa, Hose von Salvatore Ferragamo, Emilia Schüle: Hose und Bluse von Giorgio Armani, Ringe von Bulgari



Sabin Tambrea: Anzug von Paul Smith, Hemd von Jacquemus, Strümpfe von Falke

Bei ihr
bist du
schön

Claudia

Michelsen (rechts oben) ist wieder die strenge Tanzschulbesitzerin Caterina Schöllack, deren Mann nicht aus dem Krieg zurückgekehrt ist. Michelsen, die seit 2013 im „Polizeiruf 110“ ermittelt und unter anderem mit der Goldenen Kamera und dem Grimme-Preis ausgezeichnet wurde, ist hier ganz Familientier: Sie kämpft darum, ihre drei Töchter möglichst prestigeträchtig zu verheiraten. So viel kann Claudia Michelsen schon vorab über Caterina Schöllack verraten: „Es passiert etwas in ihrem Leben, das alles beeinflusst.“

Heino

Ferch (ganz rechts oben) verkörpert Professor Jürgen Fassbender, den Ehemann von Eva, der jüngsten Tochter von Caterina Schöllack. Der Schauspieler, der in Kinofilmen wie „Comedian Harmonists“, „Der Untergang“ und „Der Baader-Meinhof-Komplex“ zu sehen war, hat es hier wieder mit Zeitgeschichte zu tun: Fassbender hatte in der Nazi-Zeit grausame Experimente an Homosexuellen vorgenommen.

Sonja

Gerhardt (rechts unten) spielt Monika Schöllack, die mittlere Tochter der Tanzschulbesitzerin. Die Schauspielerin, die in jungen Jahren im Kinder-Ensemble des Friedrichstadtpalasts tanzte, begehrt in dieser Rolle auch musikalisch gegen ihre Mutter auf: Sie tanzt mit Rock 'n' Roll gegen die Konventionen der frühen Bundesrepublik an. Sonja Gerhardt hat dieses Mal sogar Klavierspielen gelernt, weil ihre Rolle das verlangte. Aber die größere Nachricht der dritten Staffel: Monika Schöllack wird zum zweiten Mal schwanger.



Oben links: Claudia Michelsen: Anzug von Golden Goose über Mytheresa, Pumps von Jimmy Choo; oben rechts: Heino Ferch: Hoodie, Sakko und Hose von Boss; darunter: Sabin Tambrea: Hose von Bally, Strümpfe von Falke, Loafer von Salvatore Ferragamo; unten: Sonja Gerhardt: Bluse von Gucci, Schmuck privat

Sabin

Tambrea (in Blau) spielt den Fabrikantensohn Joachim Franck, der unter seinem autoritären Vater leidet. Franck vergewaltigt Monika Schöllack, später verliebt er sich in sie, und die beiden heiraten. Aber das Glück mit ihr droht in dieser Staffel zu zerbrechen. Der in Rumänien geborene Tambrea, der schon während seiner Schauspielausbildung am Berliner Ensemble auftrat, spielt auch dieses Mal mit geradezu unheimlicher Intensität.

August

Wittgenstein (in Rot) ist in seiner Rolle als Anwalt Wolfgang von Boost mit Helga verheiratet, der ältesten der drei Schöllack-Schwestern. Von Boost kämpft mit dubiosen Therapie-Methoden erfolglos gegen seine Homosexualität an. Wittgenstein, der dem alten Adelsgeschlecht Sayn-Wittgenstein entstammt, wird in die dritte Staffel viel Spannung und auch viel Anspannung bringen.



Sabin Tambrea: Cardigan und Hose von Bottega Veneta, Strümpfe von Falke, August Wittgenstein: Hemd und Hose von Louis Vuitton, Strümpfe von Falke



Oben links: Sonja Gerhardt: Poloshirt von Tory Burch, Hose von Tod's, Kette von Marjana von Berlepsch, Sabin Tambrea: Oberteil und Hose von Bally; darunter: August Wittgenstein: Blazer und Hose von Bottega Veneta, Sabin Tambrea: Hose von Versace, Schuhe von Jimmy Choo; oben rechts: Claudia Michelsen: Anzug von Isabel Marant über Yoox; unten: Claudia Michelsen: Kleid von Etro

MOOD ↑



Emilia Schüle (links oben) spielt die Krankenschwester Eva, die jüngste Schöllack-Schwester. Zur Freude ihrer Mutter heiratet sie ihren Chef, den Klinikleiter Fassbender, der sich aber als gewalttätig entpuppt. Die aus einer russlanddeutschen Familie stammende Schüle spielte schon in der Serie „Charité“ und im „Tatort“, 2020 in einer Hauptrolle. Über ihre Rolle der Eva sagt sie, deren neues Leben als Galeristin funktioniere leider nicht auf Dauer. „Deswegen muss sie dann relativ schnell doch wieder versuchen, ein Leben ohne Mann anzutreten und merkt, dass es als geschiedene Ehefrau in den sechziger Jahren ein nicht wirklich lebenswürdiges Leben ist.“

Maria Ehrich (rechts) spielt Helga, die älteste der drei Schöllack-Schwestern. Helga versucht, mit ihrem schwulen Ehemann die Fassade der perfekten Familie aufrechtzuerhalten. Ehrich, die über eine Weltreise 2018 mit ihrem Lebensgefährten ein Buch schrieb (ein Dokumentarfilm lief 2019 im Kino), findet, dass es Helga den Zuschauern in den bisherigen Staffeln nicht leicht gemacht habe mit ihrem Perfektionismus. „Obwohl Helga bekanntlich Meisterin der Verdrängung ist, nagen an ihr bald Zweifel und ein schlechtes Gewissen.“ In der Beziehung zu Wolfgang gebe es in der neuen Staffel „definitiv eine Menge Zündstoff“.

Fotos: Lottermann and Fuentes
Fotoassistent: Phuong Tran Minh
Styling: Miriam Diaz
Stylingassistent: Tianyang Li
Haare und Make-up: Patricia Heck (Nina Klein), Annika Noack (Nina Klein), Philipp Verheyen
Dank an: Henriette Pulpitz (Filmcontact)

„Ku'damm 63“ ist am 21., 22. und 24. März jeweils um 20.15 Uhr im ZDF zu sehen – und schon vom 20. März an in der ZDF-Mediathek.

Was empfinden Sie beim Anblick dieses Bilds einer Bar? Sehnsucht? Betrachten Sie den Drink, einen Aperol Spritz, genauer. Und jetzt? Vorfreude auf den Sommer? Vielleicht. Und: Umweltbewusstsein. Der Trinkhalm ist nämlich aus Glas. (Optritherm)



Schönes Beispiel dafür, wie Mode auch in öden Zeiten auf Abstand eskapistisch sein kann: Die neue Chloé-Tasche trägt den Namen Kiss.



Die Meze bei „Osmans Töchter“ in Berlin schmecken so gut wie sie aussehen. Per Onlinelieferung machen sie nun überall auf dem Küchentisch etwas her.



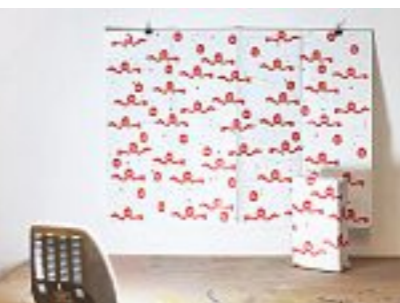
Fünf Jahre nach seinem Tod wird David Bowie der mit am häufigsten zitierte Künstler in Merchandise-Kollektionen sein. Neue Linien landen weiterhin auf dem Markt, zum Beispiel Strümpfe. (Happy Socks)



Modebildung für die Jüngsten: Audrey Hepburn und Hubert de Givenchy pflegten eine Freundschaft – und freundschaftliche Geschäftsbeziehungen. (Midas)



Patricia Edwina Victoria Knatchbull, geborene Mountbatten, britisch, adelig, besaß viel, zum Beispiel eine goldene Schweinetasche (Lacloche Frères). Sotheby's versteigert diese und weitere Stücke ihrer Sammlung am 24. März in London.



Absurd, über das passende Geschenk macht man sich Gedanken, aber die Verpackung ist nichtssagend. Parolpapier liefert eine, die bewusst nicht nach heiler Welt aussieht.



Die Fahrrad-Wartelisten zeigen es: purer Luxus in der Pandemie. Wenn nicht jetzt, wann dann gibt es Modelle von: Louis Vuitton?



Ferienpläne sind so eine Sache. Aber wenn es irgendwann so weit ist, sind die Tische im New Hotel in Athen gedeckt.

TLN

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Wie muss ein Kleiderschrank aussehen, damit er Kindern und ihren Eltern gefällt? Vielleicht so: zurückhaltend, aber nicht geradlinig. (Leander)

Schlafen...
 ...aber wie, wenn die großen Fragen des Lebens in der Pandemie umso heftiger an einem nagen? Das digitale Moodboard Pinterest verzeichnet entsprechend viele Suchanfragen. Folgende Themen scheinen den Usern keine Ruhe zu lassen:

- Schlafmode** aus Seide (60 Prozent mehr Suchanfragen)
- Raumduft** als Einschlafhilfe (80 Prozent mehr Suchanfragen)
- Schlaf-Yoga** (90 Prozent mehr Suchanfragen)
- Affirmationen** vor dem Schlafengehen (100 Prozent mehr Suchanfragen)



Leider sind Nachhaltigkeitsbestrebungen oft maximal intransparent. Wer weiß schon, ob das, was ein Hersteller angeblich mit einem Produkt unterstützt, auch passiert? Plant-for-the-Planet hat ein eigenes Produkt lanciert, eine Tafel Schokolade.



In Zeiten, da Sportswear Alltagsuniform ist, muss man unterscheiden: Es gibt Veja-Sneaker für das Leben, und es gibt jetzt Veja-Sneaker zum Laufen.

BEINAHE GENIAL

Von Timo Frasch

Super gelaufen, dieses Gespräch mit Klaus Lemke. Dumm nur, dass er danach so viel zurücknimmt. Die Geschichte eines gescheiterten Interviews.

Als Journalist ist man ja immer auf der Suche nach guten Typen, die sich interviewen lassen und dann auch noch liefern. Die gibt's gar nicht mal so häufig. Ein vager Anhaltspunkt ist das Alter: Je älter, desto entspannter sind die Leute oft, desto weniger Rücksichten müssen sie nehmen auf Karriere, Chefs, Zukunft. Künstler aller Art sind in der Regel auch ganz gut, zumindest besser als Politiker. Denn das Expressive, das Experimentelle, das Kühne, das ist ja ihr Geschäft.

Wir suchten also nach Leuten wie dem Regisseur Klaus Lemke, im Oktober 80 Jahre alt geworden, super Filme gedreht: Allein „Amore“, mit dem er Cleo Kretschmer und Wolfgang Fierek groß machte. Oder „Rocker“, in dem echte Rocker echte Rocker spielen – oder es vielleicht sogar sind. Oder: „Berlin für Helden“. Lemke würde sagen, wenn die Leute den gesehen haben, dann passen sie wieder ein bisschen besser zu sich selbst. Wäre komplett korrekt.

Lemke hat auch schon allerhand Interviews gegeben. Steile Interviews, heiße Thesen: „Der ganze Trick ist: wenn einem irgendwas mal durch den Kopf geht – einfach mitgehen.“ Oder: „Die einzige Antwort auf die geballte Irrationalität des Lebens ist, dem Leben noch etwas irrationaler daherzukommen.“ Oder: „Intellektuelle sind Leute, die am Rande der Tanzfläche stehen und so tun, als könnten sie jede bumsen.“ In Wahrheit könnten sie nicht tanzen – und das weitere schon gar nicht.

Klaus Lemke wirkte, als wir ihn um ein Interview ersuchten, etwas düsterer, als man ihn sich denken würde. Vielleicht wegen Corona, wer weiß. Aber er sagte zu. In seiner Wohnung, die in Schwabing sein muss, hat er keinen Laptop, keinen Internetanschluss. Schon deswegen verbot sich ein Gespräch über Skype oder Zoom oder über sonst was. Aber auch, weil man einen wie Lemke nicht nur sehen, sondern schmecken, riechen, erleben muss.

Er kam mit dem Taxi ins Münchner Westend gefahren, angeblich war der Fahrer ein Italiener, was bei Lemke, der irgendwie ein Faible für Italien hat (Amore!), eigentlich keine schlechte Voraussetzung ist. Zur vereinbarten Zeit stand er im Büro der F.A.Z. – und das erste, was wir dachten: Wie gut der riecht und wie hammermäßig der aussieht. Mit 80!

Wir hatten uns, wie immer bei Interviews, von denen wir uns viel erhofften, gut vorbereitet: einige seiner Filme angeschaut, Porträts gelesen, gut 50 Fragen aufgeschrieben. Zum Beispiel (man war sofort beim Du): „Du hast angeblich mit Andreas Baader in einem Haus gelebt. Hatte der schauspielerische Potential?“ Oder: „Wie war es, bei Heidegger zu studieren?“

Doch zu unseren Fragen kamen wir erst einmal gar nicht. Lemke nämlich hatte einen Zettel mitgebracht, auf dem er allerlei notiert hatte, was er, unabhängig von unseren Fragen, unbedingt im Interview unterbringen wollte. Das sollten wir uns erst einmal anhören. Wenn nötig, könnten wir dann immer noch mit unseren Fragen um die Ecke kommen.

Dieser Ansatz ist zumindest ungewöhnlich. Bei einem wie Lemke aber verblüffte er umso mehr. Er ist nämlich berühmt dafür, ohne Drehbuch zu filmen, die Dialoge und Szenen einfach

passieren zu lassen. Er würde dazu vielleicht sagen: Der Film filmt. Gerade daraus beziehen seine Werke ihre anarchische Kraft. Sollte das nicht auch für unser Interview gelten?

Es ist an sich nichts Schlimmes, wenn der Interviewpartner das Konzept über den Haufen wirft. Solange das Interview gut ist. Und gut ist noch gar kein Ausdruck für das Feuerwerk, das Lemke in den folgenden zweieinhalb Stunden abbrannte. Es blitzte und funkte, als er über seine frühere Weggefährtin Iris Berben sprach, von einem zufälligen Treffen mit Ferdinand von Schirach erzählte, von der Bar „Schumann's“, von Jörg Fauser, der womöglich so etwas wie sein literarischer Bruder im Geiste war, und natürlich auch von seinem Proseminar bei Martin Heidegger.

Dass Lemke unter Vollspannung stand, merkte man schon daran, dass er das komplette Interview im Stehen gab. Es dauerte eine halbe Stunde, bis er seinen Mantel ablegte. Der Hut, so tief ins Gesicht gezogen, dass die kleine Krempe einen Schatten auf seine Augen warf, blieb das ganze Gespräch über auf Lemkes Kopf.

Wir verstanden uns blendend. Lemke löste sich recht schnell von seinem Zettelkonzept und gab sich unseren Fragen hin. Dass er öfter mal ein „Digga“ in seine Sätze einflocht und auch sonst zu sprechen schien, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sahen wir als Bestätigung, dass auch er sich wohlfühlte.

Manche seiner Geschichten wirkten so vogelwild, dass wir später, als wir ihm den sehr lustigen Interviewtext zur Autorisierung schickten, dazu sagten, er solle vielleicht noch mal eine Art Faktencheck machen. Er hatte zwar über niemanden was wirklich Böses gesagt, aber vorsichtshalber.

Es ging im Gespräch auch um Lemkes finanzielle Situation. Die ist deswegen interessant, weil er, nach allem, was man weiß, seine Filme bewusst und um der Unabhängigkeit willen ohne jede staatliche Förderung stemmt und schon deswegen immer auf Kante genäht ist. Tatsächlich bat er uns am Ende um ein paar Euro, damit er die U-Bahn nach Hause zahlen konnte.

Kaum hatte Lemke das Büro verlassen, riefen wir in Frankfurt in der Redaktion an: Hammer-Interview, da können wir 700 Zeilen machen. Auch eine Fotosession in einer von Lemke vorgeschlagenen Tiefgarage – er hat eine Schwäche für Tiefgaragen als Location – sollte alsbald anberaumt werden.

Wir waren selig. Die zweieinhalb Stunden waren vergangen wie ein rasanter Film, ein Lemke-Film. Das einzige, was schade war: dass keiner daran gedacht hatte, eine Kamera aufzustellen. Oder vielleicht auch nicht schade. Dann hätten wir noch angefangen zu schauspielern.

Auch Lemke war happy. Da sind wir uns sicher, nach wie vor. Noch am selben Abend rief er an, um uns das zu sagen. Das ganz große Ding werde das werden. Wir waren uns einig, dass die Sprache in der Druckversion des Interviews nicht angepasst werden solle, auch nicht entschärft für eine womöglich leicht zu indignierende imaginierte F.A.Z.-Leserschaft. Die Explosion läge ja gerade darin, dass ein Interview mit dieser Sprache, Digga, eben nicht in der „taz“ oder der „Süddeutschen“ oder im Magazin „Vice“, sondern in der F.A.Z., der Zeitung von Joachim Fest, erscheinen werde. Der Inhalt, so Lemkes Überzeugung, sei dann ja fast schon sekundär.

Das verhielt einen völlig unproblematischen Autorisierungsprozess.

Wer die Sprache erhalten will, muss erst einmal das Interview eins zu eins abtippen. Bei so

Grobes Raster:
Will Klaus Lemke
womöglich gar nicht
erkannt werden?

viel Material kostet das einige Mühe, aber die Aussicht auf das Ergebnis machte den Fingern auf der Tastatur Beine. Das Abhören bestätigte den Eindruck: Bombe. Nur ein, zwei Stellen ließen wir raus, weil Lemke schon im Gespräch extra darum gebeten hatte. Und an weiteren ein, zwei Stellen musste nachgehakt werden.

Lemke hatte im Interview irgendwann das Geheimnis seiner Fitness verraten. Es bestehe aus einer einzigen Übung, hatte er gesagt – und wir vergaßen zu fragen, aus welcher. Also SMS an Lemke: „By the way: Diese Hammer-Fitnessübung, die jedes Fitnessstudio ersetzt – wie geht die?“

Lemke rief umgehend an und erklärte. Als wir das Ganze dann später anhand unserer Mitschrift nachmachten, merkten wir, dass die Hammerübung im Grunde die ist, die wir schon jahrelang selbst machen. Die ganz viele machen. Nur können die wenigsten mit solcher Verve davon erzählen.

Acht Tage, nachdem wir das Interview geführt hatten, schickten wir es Lemke. Genauer: an einen Gastaccount in einem Copyshop, denn er hat ja, das stimmt wohl tatsächlich, keinen Computer. Bis er darauf zugreifen konnte, würde es, wegen der coronabedingten Schließungen, ein bisschen dauern. Aber dann gehe es sicher ganz schnell. Mit dem Text werde es keine Probleme geben.

Gab es wohl. An einem Samstagmorgen um halb sieben bekamen wir eine SMS von Lemke. Der Ton war dramatisch. Tenor: Er habe es versaut. Das mache ihn ganz kirre. Er bitte um eine zweite Chance, einen „Jailbreak“. Er wolle einen neuen Text liefern, und zwar: anhand unserer Fragen.

Das war ein Schock. Ein Gefühl, wie wenn einem kurz vor Fertigstellung eines wichtigen Texts die Festplatte abschnürt. Alles weg, alles von vorne. Was war passiert? Wusste Lemke

denn nicht mehr, was er im F.A.Z.-Büro gesagt hatte?

Das kann schon mal nicht sein. Wir hatten uns bei der Abschrift, abgesehen von Umstellungen und unvermeidlichen Kürzungen, ziemlich genau an Lemkes Original-Sprechtext gehalten – nur eine etwas frivole Fassbinder-Episode hatten wir rausgelassen: Lemke hatte das, wie sich in einem späteren Telefonat herausstellte, sofort bemerkt.

Die Frage nach dem Warum war zu diesem Zeitpunkt aber erst einmal sekundär. Jetzt ging es darum, was zu tun war. Wir entschieden uns, vom Ende her zu denken, und sagten zu Lemke: Wir finden das Manuskript so, wie es ist, zwar sehr, sehr gut, aber wenn du meinst, du kannst es besser machen, noch besser, dann versuch es.

Es wurde leider schlechter. Mit dem, was Lemke im ersten Teil des Interviews machte, hätte man noch halbwegs leben können, auch wenn er da schon, eigentlich ein No-Go, komplette Fragen einfach mit Tipp-Ex übermalte. Beispiel: „Was du von deinen Schauspielern verlangst, kostet oft Überwindung, nicht nur die vielen Sexszenen. Nehmt ihr am Set Drogen, zum Lockerwerden?“ Oder auch was ganz Unverfängliches wie: „Film und Leben sind bei dir nicht klar zu trennen. Warum dann überhaupt filmen und nicht einfach leben?“

Besonders dreist trieb es Lemke aber im zweiten Teil, in dem es viel um bekannte Leute ging, mit denen er im Laufe seines Lebens auf die eine oder andere Art zu tun hatte: Alexander Kluge, Wolf Wondratschek, Stendhal, Ira von Fürstenberg und natürlich Heidegger. Lemke hatte das komplett gestrichen.

Doch nicht nur das: Er ersetzte es durch Stichworte aus seinem Zettelkonzept und einen seitenlangen Monolog, in dem er IN GROSSBUCHSTABEN den einen oder anderen Filmtitel von ihm plazierte, unterbrochen nur hie und da durch Stichworte, für die das Wort „Frage“ zu hochgegriffen wäre – und die uns von Lemke in den Mund gelegt wurden.

Schon nachdem der erste Teil des Interviews zurückgekommen war, hatten wir ihm klar zu verstehen gegeben: So kann man das nicht drucken. So werden wir das nicht drucken. Lemke schien das gar nicht allzu schlimm zu finden. Er verwies darauf, dass er ja schon einige Filme abgebrochen habe. Im dazu passenden Film „BAD BOY LEMKE – die abgebrochenen Filme“ sagt er, Abbrechen sei für ihn „eine Art Jungensport“ geworden.

Er versicherte uns zwar immer wieder, was es für eine Riesensache sei, ein Interview mit der F.A.Z. gemacht zu haben, deutete aber auch an, dass es eine vielleicht noch größere Sache sein könnte, ein Interview mit der F.A.Z. an die Wand gefahren zu haben.

Er brachte schon auch sachliche Gründe für seine Eingriffe vor. Das Interview, wie wir es ihm zugeschickt hätten, hänge in der Mitte durch, das letzte Drittel bestehe nur aus Namedropping. Er könne überhaupt nicht verstehen, wie wir das gut finden könnten. Was die Leute jetzt, in der Corona-Pandemie, brauchten, sei etwas ganz anderes.

Ist das möglich? Kann es wirklich sein, dass ein Mann, dessen Filme man überwiegend mag, so anders denkt über die Qualität des von ihm Gesagten als man selbst? Muss man nun alles in Frage stellen, unsere Art, Interviews zu führen, aber auch die Art, wie Lemke angeblich seine Filme dreht? Ist er vielleicht gar nicht so anarchisch, wie er tut? Oder gibt es einen anderen, verborgenen, vielleicht auch ganz banalen

// Wir waren selig. Die zweieinhalb Stunden waren vergangen wie ein rasanter Film, ein Lemke-Film. Das einzige, was schade war: dass keiner daran gedacht hatte, eine Kamera aufzustellen. //

Grund, warum er, dem es doch sonst darum geht, die Menschen mit sich in Einklang zu bringen, sich nun so massiv von sich selbst distanzieren hat?

Die Antwort könnte in einem Wort liegen, das Lemke im Gespräch so oft verwendete, dass er sicher kein Problem damit hat, wenn wir es hier auch unautorisiert bringen: „fiktiv-autobiografisch“ – ein Genre, in dem Fiktion und Autobiografie ineinanderfließen. Vor allem Lemkes jüngste Filme könnte man dazu zählen. Vielleicht auch unser Interview?

Nur eine Probebohrung haben wir gemacht, bei einem Heidegger-Fachmann, der just zu der Zeit im engsten Umfeld des Philosophen verkehrte, zu der Lemke angeblich das Proseminar bei ihm besucht hat. Lemke wusste darüber wirklich wundersame Geschichten zu erzählen. Aber es gibt triftige Hinweise, dass sie so nicht stimmen können.

Vielleicht wählte sich Lemke beim Interview im Film. Filmreif war sein Auftritt allemal. Doch es war, wie sich herausstellte, der falsche Film. Lemke forderte uns während des Interviews mehrfach auf, ihn nicht zu schonen, ihn herauszufordern, ihm zumindest im übertragenen Sinn auf die Fresse zu geben. Wie hat er immer wieder gesagt: „Im Leben gibt's mehr aufs Maul als Küsse im Dunkeln.“

Im Gespräch selbst sahen wir überhaupt keinen Grund dafür. Aber jetzt. Ein bisschen zumindest. Wir finden es jedenfalls sehr schade, dass Klaus Lemke dem Interview nicht erlaubt hat, sich zumindest ein bisschen frei zu machen von Regie, Drehbuch und Schnitt. Gerade von ihm hatten wir das erwartet. ◀



FOTO: ANZENBERGER, BEARBEITUNG: F.A.Z.-MAGAZIN



Vater und Sohn: Ernst Hemicker in SS-Uniform während des Zweiten Weltkriegs mit seinem jüngsten Kind Peter auf dem Schoß



Von Haus aus Bauingenieur: Ernst Hemicker mit seiner Frau und Sohn Peter bei einem Besuch der Staatsbauschule Höxter



Häufig in Gesellschaft, gern im Mittelpunkt: Dieses Foto zeigt Ernst Hemicker 1963 mit dem ersten Amtsdirektor seiner Heimatstadt Kierspe.

Mein Großvater, der Täter

Ernst Hemicker starb, bevor ich auf die Welt kam.
Doch seine Beteiligung am Holocaust lässt mich nicht los.

Von Lorenz Hemicker

Mein Vater hat die Massengräber nie gesehen.

Er starb, plötzlich und unerwartet, keine zwei Wochen vor unserer geplanten Reise in den Wald von Rumbula – wo die SS Ende 1941 gemeinsam mit ihren Helfern an zwei Tagen rund 27.500 Menschen jüdischen Glaubens ermordete, die meisten von ihnen Frauen und Kinder.

Dass mein Großvater Ernst an diesem unfassbaren Verbrechen beteiligt war, weiß ich seit meiner Kindheit. Mein Vater erzählte mir das erste Mal davon, als wir auf der Autobahn 4 nach Hause unterwegs waren. Die Sonne ging unter, im Radio lief WDR 4. Wir unterhielten uns über den Zweiten Weltkrieg, so wie wir es häufiger taten. Der Krieg interessierte mich. Schon damals schaute ich mir häufig seine Bücher über den Zweiten Weltkrieg an. Besonders angetan hatte es mir eine „Time Life“-Reihe, die in unserem Wohnzimmer stand. Es war wohl eine Mischung aus Faszination und Grauen, die mich antrieb; die schwarz-weißen Aufnahmen von Soldaten in tadellosen Uniformen und Panzern in voller Fahrt, dazwischen zerstörte Städte – und entstellte Opfer, die mir Alpträume bereiteten.

Wie wir auf dieser Fahrt auf Ernst kamen, weiß ich nicht mehr. Aber ein Satz ließ mich zwischen Schlagermusik und den Erzählungen meines Vaters über Frontverläufe aufhorchen: „Dein Großvater hat sich verdient gemacht.“ Was sollte das bedeuten? Ich verstand nicht direkt, was er meinte, auch wenn ich die Ironie, die sein liebster Schutzschild war, in seiner Stimme wahrnahm. Ich fragte nach. Der „alte Ernst“, so nannte er seinen Vater meist, wenn er mit mir sprach, sei angeklagt gewesen auf Beihilfe zum Mord in mehr als 25.000 Fällen. Von der Anklage sollte ich noch häufig hören. Mein Vater erzählte von ihr an Weihnachten unter Verwandten genauso wie im Sommer in den Gärten unserer Nachbarn. „Peter, lass gute sein“, sagte dann irgendwann der ein oder andere.

Mit dem Wissen, dass mein Großvater „sich verdient gemacht hatte“, wuchs ich auf, ohne die Geschichte groß

zu hinterfragen. Dass die Ermordung von Millionen Juden, Sinti und Roma, von Regimegegnern, Kranken und Andersdenkenden fürchterlich war, begriff ich zwar immer mehr, je älter ich wurde. Andererseits führte diese Erkenntnis in meinem Kopf eine seltsame Koexistenz mit einer unbesorgten Sichtweise auf Ernst. Vermutlich hatte das neben meiner damaligen Begeisterung fürs Militärische damit zu tun, dass ich niemanden kannte, der zu den Opfergruppen der Nationalsozialisten gehörte. Außerdem setzten sich einige Details über Ernst bei mir fest: Mein Großvater sei als Fachmann bei der SS gewesen. Er habe nie einen Menschen erschossen. Zum Kriegsende habe er verbotenerweise KZ-Häftlingen Sonder-Brotkrumen gegeben, weil sie ihm leidgetan hätten. Tuberkulose, lange Gefangenschaft, späte Reue: Die Erzählungen über meinen Großvater, der nur irgendwie in diese Sache hineingeraten war, ließen mich gut schlafen.

Bei meinem Vater schien das anders zu sein. Ich wurde den Eindruck nicht los, dass die Geschichte ihn belastete. Mehr noch: dass er sich selbst schuldig fühlte. Als ich älter wurde, verstand ich, wieso. Als mein Großvater Anfang der siebziger Jahre angeklagt wurde, war er schon schwer krank. Doch obwohl ein Arzt ihn vernehmungsunfähig geschrieben hatte, setzte sich mein Vater mit meiner Mutter und einem Anwalt („1000 Mark pro Tag“) ins Auto und fuhr nach Hamburg zur Verhandlung. Damals sei etwas in ihm zerbrochen, sagte mir Jahre später meine Mutter. Danach setzte sich mein Vater mit den Verbrechen meines Großvaters nicht mehr auseinander.

Wusste er nicht, wie er vorgehen sollte? Das Internet gab es noch nicht. Hatte er nicht den Mut, weiter nachzufragen? Oder fehlte es ihm schlicht an Zeit? Vermutlich spielte all das eine Rolle. Dabei lag die Vergangenheit in Griffweite. Direkt neben ihm, in einem Bürocontainer, schlummerte über Jahre der Brief eines amerikanischen Professors, der mehr über Ernsts Rolle beim Holocaust erfahren wollte, unter „Wiedervorlage“.

Als mein Vater begraben worden war, begann die Vergangenheit in mir zu arbeiten. Zugleich merkte ich, wie wenig ich über meinen Großvater wusste. Ernst war für mich ein Phantom. Und die Geschichte meines Vaters klang zu sehr nach „Opa war kein Nazi“. Das machte mich skeptisch. Viel Hoffnung, Neues zu entdecken, hatte ich nicht. Dennoch entschloss ich mich dazu, auf die Suche zu gehen und alles Material zusammenzutragen, das ich nach all den Jahrzehnten noch finden konnte.

Ludwigsburg, Schorndorfer Tor: Hinter einer Mauer und einer dicken Stahltür erstreckt sich die „Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“. Von hier aus wurden Tausende Vorermittlungen gegen Personen geführt, die im Verdacht standen, sich wie Ernst „verdient gemacht“ zu haben. Noch heute laufen Verfahren. Es ist der Ort, an den, so heißt es in der Familie, Ernst gefahren sei, um „reinen Tisch“ zu machen. Das Bundesarchiv unterhält hier eine Außenstelle mit den Verfahrensunterlagen.

Ein Mitarbeiter führt mich durch graue Korridore in einen Lesesaal. Im Labyrinth der Verfahrensnummern und Archivsignaturen ist jeder Laie hoffnungslos verloren. Auf einen Tisch hat der Mitarbeiter rund ein Dutzend dicke Bände nebeneinander gelegt. Es bleibt nur wenig Zeit. Drei Stunden sind für den Besuch vorgesehen. Halb sitzend, halb stehend blättere ich durch die Vorgänge. Namen von Mitangeklagten tauchen auf und verschwinden wieder. Ich lese von Männern, die sich in Widersprüche verwickeln oder während der Vernehmungen zusammenbrechen; dazwischen reihenweise ärztliche Bescheinigungen über Vernehmungsunfähigkeiten und Sterbemitteilungen. Ich notiere die Schriftstücke auf einem Zettel, in denen es um Ernst geht. Am Ende werden es 200 Seiten sein, die man mir kopiert und zuschickt.

Zwischen Korrespondenzen von Staatsanwälten und Gerichten stoße ich auf fünf Vernehmungsprotokolle von Ernst aus den Jahren 1965 bis 1969 – lange bevor die



Sie gaben Ernst Hemicker früh Halt: Nationalsozialisten 1934 im Kiersper Ortsteil Bahnhof



Ernst Hemickers Kommando waren Hunderte Meter weit zu hören: Die SS marschiert im Kiersper Ortsteil Bahnhof.

Anklage über meine Familie „hereinbrach“, wie ich es erzählt bekam. Die meisten fanden in Kierspe statt, unserer Heimatstadt in Nordrhein-Westfalen, oder im benachbarten Meinerzhagen; zwei Stunden Mittagspause inklusive. Hat Ernst sie seiner Familie gegenüber geheim gehalten?

Seite um Seite lese ich die Vernehmungprotokolle. Dabei kommt es mir vor, als ob mein Großvater zum ersten Mal in meinem Leben zu mir spricht. Die Art, wie er es tut, passt zu der Geschichte meines Vaters. Ernst erzählte, wie er im Herbst 1941 aus seinem Stadtbauamt in Lüdenscheid von der SS für den Einsatz im Osten einberufen wurde. Als Bauführer, wie er betonte. Ernst war gelernter Tiefbauingenieur. Es war das dritte Kriegsjahr, Hitlers Armeen hatten weite Teile Europas besetzt und versuchten nun in ihrem größten Feldzug, die Sowjetunion zu besiegen. Noch stießen die Heeresgruppen rasch vor; in ihrem Rücken die SS, die dafür sorgen sollte, dass in Hitlers „Lebensraum im Osten“ die „arische Rasse“ auf keine Menschen mehr stieß, die die Nazis für lebensunwert hielten.

Ernst wurde in den Stab von Friedrich Jeckeln versetzt. Als er in Kiew auf ihn traf, hatte der SS-Obergruppenführer in der heutigen Ukraine schon Zehntausende Juden ermorden lassen. Ernst war nur zwei Wochen in Kiew, bevor Jeckeln und sein Stab ins Baltikum abkommandiert wurden. Ob er schon in der Ukraine oder erst in Riga erfuhr, zu was für einer Truppe man ihn versetzt hatte, werde ich nie erfahren.

Dass die Juden in Riga umgebracht werden sollten,

gab er zu Protokoll, habe er schnell mitbekommen. Niemandem in der Stadt habe das verborgen bleiben können. Dennoch nannte er den Befehl, den er Mitte November bekam, „mein einschneidendstes Erlebnis (...) in Riga“. Sein Auftrag lautete, in einem Wäldchen, rund zehn Kilometer östlich, sechs Gruben für die Erschießung von 25.000 bis 28.000 Juden

anlegen zu lassen. Zunächst sei er „wie vor den Kopf geschlagen“ gewesen, vor allem wegen der Zahl der Opfer. Dann übernahm offenbar der gelernte Tiefbauingenieur in ihm: Ein menschlicher Körper misst zwischen 1,80 und zwei Metern, mit entsprechenden Maßen in der Breite. 5000 bis 6000 Personen passen in eine Grube von zehn Meter in der Breite, zehn Meter in der Länge, drei Meter in der Tiefe. Ernst steckte das Gelände ab, mied sumpfiges Gebiet und zeigte sich erleichtert darüber, dass der Sandboden schon angefroren war. „Was bei Regen geworden wäre, das kann ich mir nicht vorstellen.“

Im Kopf meines Großvaters schienen getrennte Sphären zu existieren. Die Ermordung der Juden und der zivilisierte Umgang mit Menschen standen nebeneinander, ohne dass sie für ihn zu einem offenkundigen Widerspruch wurden: Mal sprach er wie ein Techniker, dann wieder mitfühlend wie eine Person, der ihre Arbeit widerstrebt. Um den Menschen den Weg in die Grube zu erleichtern, plante er Rampen. „Denn ich sagte mir, die armen Menschen können ja nicht drei Meter in die Tiefe springen.“ Die Drecksarbeit mussten russische Kriegsgefangene erledigen. Pro Grube gruben 30 bis 50 Mann mit bloßen Händen, keine drei Tage lang. „Natürlich lief alles reibungslos“, gab Ernst zu Protokoll. Gedanken habe er sich keine gemacht. Der Auftrag sei ja eine Fachaufgabe gewesen.

In der Anklageschrift gegen meinen Großvater lese ich, wie das Grauen am 30. November 1941 um sechs Uhr morgens an seinen Lauf nahm. Die Schilderungen, von der Staatsanwaltschaft am Landgericht Hamburg anhand zahlreicher Zeugenaussagen zusammengestellt, lassen keine Fragen offen. Im Rigaer Getto, das sich im Bezirk Moskauer Vorstadt befand, ging die Angst um. Zehntausende Juden waren dort eingepfercht worden. Alle arbeitsfähigen Männer zwischen 18 und 60 Jahren wurden im nordöstlichen Teil isoliert. Auch einige hundert Frauen wurden verschont, vor allem Schneiderinnen, die man brauchte. Lettische Polizeibeamte drangen in die Wohnungen ein und forderten alle Bewohner auf, binnen einer halben Stunde auf der Straße anzutreten. Wer zu spät kam oder sich weigerte, der wurde von den Polizisten und den Angehörigen des jüdischen Ordnungsdienstes mit Gewalt dorthin getrieben. Wer zu fliehen versuchte, wurde erschossen.

Dann marschierten die Kolonnen hinaus aus dem Getto auf die Straße in Richtung Dünaburg. Stunde um Stunde ging das so. Deutsche Schutzpolizisten führten

Aufsicht. Es war bitterkalt, die Straßen waren verschneit und glatt. Viele Menschen trugen Koffer bei sich. Um sie über ihr Schicksal zu täuschen, hatte die SS anordnen lassen, dass jeder von ihnen bis zu 20 Kilogramm Handgepäck dabeihaben durfte. Viele kamen bei dem Tempo nicht mit. Wer austratschte oder sich an den Rand setzte, weil er nicht mehr konnte, riskierte, an Ort und Stelle erschossen zu werden. Es waren Hunderte. Kranke, Alte und Gehbehinderte wurden auf Lastwagen geworfen oder in Busse gepfercht und in Rumbula abgeladen.

Um kurz vor neun Uhr erreichte die erste Kolonne den Exekutionsort. Um das Wäldchen hatte die SS eine dichte Postenkette aus Polizisten aufstellen lassen. Zwei weitere Ketten formten einen Kegel, der sich zu den Gruben hin verengte. Die Menschen mussten ihre Wertgegenstände in Holzkisten legen und sich bis auf die Unterwäsche ausziehen. Die SS achtete darauf, dass sie in einem schmalen, gleichmäßigen Strom durch das Todesspalier zu den Gruben geführt wurden. Sie sollten weder zu früh in Panik geraten noch den Zeitplan durcheinanderbringen.

Die Sorge war unbegründet, die wehrlosen Opfer blieben meist ruhig. Sie waren sich der Aussichtslosigkeit ihrer Lage bewusst. Kaum jemand leistete Widerstand. Über die Rampen gingen sie in die Gruben und legten sich mit dem Gesicht nach unten – einer neben den anderen. Lettische Schützen traten hinter sie, hielten ihnen russische Maschinenpistolen ins Genick und drückten ab. Die Nachfolgenden legten sich auf die Toten.

Ernst stand an diesem Morgen zu Beginn des Massakers pünktlich um neun Uhr an Grube eins. Von dort verfolgte er, wie sie sich mit Toten füllte, Schicht um Schicht, unter ihnen viele Alte, Frauen und Kinder. Selbst zu schießen hatte Jeckeln seinen Leuten verboten. Aber die SS dirigierte das Töten. Für den Fall, dass ein Schuss danebenging, hatte Ernst den Befehl bekommen, den lettischen Schützen in seiner Grube zum „Gnadenschuss“ aufzufordern. „Ich war kaum in der Lage hinzuschauen. Das Ganze bedrückt mich und quält mich bis heute“, gab Ernst zu Protokoll. „Fürchtbar und schrecklich“ sei es an der Grube gewesen, sagte mein Großvater bei der Befragung durch einen Richter, „ein widerwärtiges Morden“. Nach einer halben Stunde sei er so am Ende gewesen, dass er Jeckeln, der den Massenmord beobachtete, um Ablösung gebeten habe.

In seinen Schilderungen wird Ernst nun selbst zum Opfer. Sein Vorgesetzter habe getobt und sei „wie ein Löwe

auf und ab gelaufen“. Jeckeln habe geschrien und ihm mit Erschießung und Straflager gedroht. Nichts davon passierte. Ernst bekam den Befehl, eine Lagerstätte für die Kleidung und die Wertgegenstände der Opfer zu finden. Er beschlagnahmte eine der Markthallen gegenüber dem Rigaer Bahnhof. Dort beaufsichtigte er in den kommenden Monaten die Lettinnen, die die Hinterlassenschaften der Ermordeten sortierten: Stiefel, Brillen, Kleidung, Schmuck, Puppen, Mützen.

Aus Ernst wurde, wie er selbst sagte, ein Lumpensammler.

In der Zeit ging das Morden im Wald von Rumbula weiter. Rund 15.000 Einwohner des Gettos wurden bis zum Einbruch der Dunkelheit erschossen, zudem noch mehr als 1000 Juden aus Berlin, die eigentlich mit dem Zug nach Riga und von dort in die Wohnungen der zur Hinrichtung marschierenden Personen aus dem Getto gesteckt werden sollten. Doch Jeckeln entschied anders. Den Zug ließ er stoppen und die Berliner Juden direkt über die Gleise in das angrenzende Wäldchen führen.

Starker Schneefall zwang die SS dazu, das Massaker zu unterbrechen. Am 8. Dezember brachte sie es zu Ende. Jeckeln meldete Heinrich Himmler am Telefon die Liquidierung des Rigaer Gettos. Der Reichsführer SS zeigte sich zufrieden mit den beiden „Aktionen“ und kündigte weitere Vernichtungstransporte an, während andere im Reich schon an einer industriellen Vernichtung der Juden arbeiteten, ihrer massenhaften Vergasung.

Einige Wochen, nachdem ich Ernsts Protokolle gelesen habe, steige ich gegenüber der Gedenkstätte von Rumbula aus einem Bus. Die Gedenkstätte ist nicht zu verfehlen. Eine pechschwarze Metallkonstruktion, die an Flammen oder Getier erinnert, ragt über die A6 Richtung Dünaburg. Hinter ihr führt eine Stichstraße zu dem Kiefernwäldchen. Zwei Gedenksteine stehen am Weg. Der Pfad führt über einen Bach, bevor er ansteigt und auf dem Hügel mit dem Wäldchen ausläuft, wo



Als ob die Zeit still stünde: Häuser im früheren jüdischen Getto der Moskauer Vorstadt in Riga



Auf dem Weg in den Tod: eine Kolonne jüdische Bewohner des Gettos 1941 auf dem Weg zur Hinrichtung nach Rumbula



Gedenken an die Opfer: Steine auf einer Stele bei den Massengräbern

Ernst die sechs Massengräber ausheben ließ. Oben stoße ich auf Grube eins; ein rechteckiges Rasenstück, eingefasst von Beton, mit einem Findling darauf. Der Weg führt vorbei an mannshohen Stelen, die mit Nägeln gespickt sind, hin zu einem kleinen Steingarten. Der Künstler hat ihn zwischen den Gruben in der Form eines Davidsterns angelegt. Auf den Hunderten Findlingen stehen jüdische Vornamen. Zwischen ihnen reckt eine Menora, der jüdische Leuchter, ihre sieben Arme gen Himmel. Ich gehe an den Massengräbern entlang, mache ein paar Fotos, lege einen Stein mit meinem Namen, den ich mitgebracht habe, an ein Grab. Er ist größer als die vielen kleinen Steine hier, die alle keine Namen tragen. Ich stecke ihn wieder in die Jackentasche. Zwischen den Bäumen entdecke ich einen kleinen, verdreckten Stein. Ich hebe ihn auf und lege ihn auf den Rand der Einfassung. Dann setze ich mich daneben. Ich beginne zu beten. Und ich höre mich mit meinem Vater sprechen. Es ist einer der seltenen Momente seit seinem Tod, in dem ich spüre, wie sehr ich ihn vermisse. Nach einer Stunde mache ich mich auf den Rückweg.

Aus dem Bundesarchiv in Berlin habe ich weiteres Material von der SS bekommen, viel Material. Darunter Zeugnisse, Briefwechsel von Kommandostellen und vor allem ein handgeschriebener Lebenslauf von Ernst. Damit ist das Bild hinlänglich, das ich mir von ihm gemacht hatte. Kaum 18 Jahre alt, meldete sich Ernst bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs freiwillig an die Front. Dort kämpfte er im Westen wie im Osten, bis zu einer Verwundung in den Karpaten. Anschließend setzte er alles daran, seinen Garnisonsstatus loszuwerden und wieder mitzumischen. Sein ältester Bruder war gefallen. Als Sohn eines erfolgreichen Bauunternehmers zählte Ernst sich zur Elite. In seiner Heimat fuhr er das erste Auto. Einer seiner Brüder flog das erste Flugzeug. Bilder aus der Zeit zeigen Ernst kahlköpfig und mit festem Blick. Auf mich wirkt das wie eine Mischung aus Selbstbewusstsein und Arroganz.

Ernst war kein Einzelgänger. Er war gesellig, ging in Gemeinschaft auf, stand gerne im Mittelpunkt. Er trat nicht nur der Feuerwehr bei, sondern als Student auch einem Freikorps und dem Jungdeutschen Orden, einem elitär-antisemitischen Zusammenschluss von Kriegsheimkehrern, dem er dann den Rücken kehrte, als er sich mit der Weimarer Republik zu arrangieren begann. Für das dritte Kind eines Bauunternehmers waren die

zwanziger Jahre eine Zeit des Niedergangs, obwohl er damals meine Großmutter heiratete und sie die erste Tochter bekam.

Die Tuberkulose raffte seinen Vater dahin, ebenso wie seinen zweitältesten Bruder, mit dem er das Bauunternehmen weiterführen sollte. 1928 musste Ernst Konkurs anmelden – wegen der Wirtschaftskrise, wegen Erbzahlungen an seine vielen verbliebenen Geschwister und, so schreibt er, wegen seiner „kämpferischen, nationalen Einstellung“. Die Behörden gaben ihm ihretwegen keine Aufträge mehr. Ernst musste die Villa der Familie verkaufen und bezog zwischenzeitlich Unterstützungsleistungen. Halt fand er bei den Nationalsozialisten.

In die NSDAP trat er 1931 ein und führte später einen Papierkrieg, weil die Aufnahme nicht bestätigt wurde und er weder ein späteres Eintrittsdatum noch die damit verbundene viel höhere Mitgliedsnummer akzeptieren wollte. 1933 stieß er zur SS, für die er direkt die Führung des Zugs in seinem Heimatort übernahm. In Uniform fühlte Ernst sich wohl. Seine Kommandos, wenn er die SS habe antreten lassen, seien über Hunderte Meter weit zu hören gewesen, heißt es nach Kriegsende in Kierspe.

1936 trat Ernst mit Frau und Tochter aus der evangelischen Kirche aus. Mit den Nazis ging es für ihn in dieser Zeit steil bergauf. Die SS verschaffte ihm eine Stelle als Ingenieur beim Bauamt in der nahe gelegenen Stadt Lüdenscheid und eine geräumige Wohnung für die wachsende Familie. Nebenbei spannte sie ihn für ihre Zwecke ein und übertrug ihm dabei immer mehr Verantwortung. Ernst wurde befördert und stieg bis zum Ortsingleiter in Lüdenscheid auf. Sieht so ein Mitläufer aus?

Auch nach dem Massaker von Rumbula

schien niemand in der SS mit Ernst zu hadern. Im Gegenteil: Jeckeln, der Ernst angeblich drohte, ihn erschießen zu lassen, war seinem Baudezernenten nicht lange böse. Er beauftragte ihn damit, seine Villa am Riga-Strand einzurichten – mit der Hilfe von Juden.

Hat er wirklich „reinen Tisch“ gemacht? 1965 wurde Ernst Hemicker erstmals zum Massaker in Rumbula vernommen. Das Foto entstand im selben Jahr.



Danach gab er ihm immer weitere Aufgaben. Mehr noch: Mit einer anderen SS-Stelle in Berlin lieferte sich der SS-General sogar eine monatelange Auseinandersetzung, um eine Versetzung von Ernst zu durchkreuzen – wobei nicht klar ist, ob Ernst selbst sie zu bewirken versuchte. Hemicker, schrieb Jeckeln, sei „für Aufgaben, die im Hinblick auf die Frontlage einmal von heute auf morgen auftreten könnten, besonders geeignet“. Grundsätzlich hielt die SS Ernst offenbar nicht für einen Überflieger und auch für ein wenig schlampig. Dafür aber bescheinigte sie ihm „Loyalität“ und „Gesinnungsfestigkeit“; gut genug für einen kleinen Offizier. Ernst tat, was von ihm verlangt wurde. Er baute, machte einen Fronteinsatz vor Leningrad mit und übernahm das Kommando über ein Arbeitslager mit holländischen Zwangsarbeitern.

Danach führt seine Spur nach

Österreich, in ein Konzentrationslager, in dem „Vergeltungswaffen“ produziert wurden, die Hitler noch kurz vor Kriegsende auf Amerika abfeuern lassen wollte. Internierte Juden sollten „produktiv vernichtet“ werden bei der Arbeit in unterirdischen Stollen. Es war Ernsts letzter Einsatzort, an dem er, zum SS-Obersturmführer befördert, laut eigener Aussage für 6000 Häftlinge zuständig war, rund ein Drittel von ihnen Juden.

In einem Buch lese ich über die höllischen Verhältnisse in dem SS-Lager am Ebensee. In den letzten Kriegsmonaten gab es für die Häftlinge dort kaum noch Kleidung, Schuhe oder Essen. Augenzeugen berichteten von Kannibalismus. Die Häftlinge lagen nur noch lethargisch in ihren mit Exkrementen verschmutzten Kojen. Die SS hielt die Lagerordnung bis zuletzt aufrecht. Was Ernsts Aufgabe in der Vernichtungsmaschinerie war, finde ich nicht mehr heraus. Es sei sein „entsetzliches Schicksal gewesen“, sagte Ernst in seiner ersten Vernehmung, dass er praktisch nur mit Juden habe zusammenarbeiten müssen. Er habe aber nie einen einzigen von ihnen misshandelt oder getötet.

Im Gegenteil, er habe sie „immer als Menschen behandelt“ und sich auch um das Schicksal Einzelner gekümmert. Es gebe keinen Juden, der etwas Belastendes über ihn sagen könne.

Am Hauptbahnhof in Riga angekommen, laufe ich durch die Stadt, in der Hand ein altes Bild. Es zeigt Ernst während des Kriegs in SS-Uniform, mit meinem Vater auf seinen Knien. Nach einer halben Stunde bin ich am Ziel. Im dritten Stock eines schmucklosen Gründerzeitbaus an der Elisabethstraße öffnet Alexander Bergmann die Tür. Als wir uns das erste Mal treffen, ist er Ende 80, ein kleiner, liebenswerter Mann mit Kugelbauch und großen Augen. Seit Jahrzehnten sucht er nach Spuren seiner Mutter, seines kleinen Bruders Danja und seiner Großmutter, die in den Gruben, die Ernst plante, erschossen wurden. Ist er ihm womöglich begegnet?

Bergmann überlebte das Rigaer Getto, weil er jung war, arbeiten konnte und unfassbares Glück hatte. Mein schlechtes Gefühl verfliegt, je länger wir uns unterhalten. Nach ein paar Minuten reden wir, als ob wir uns schon lange kennen würden. Ich zeige ihm das Bild von Ernst mit meinem jungen Vater. Er blickt es lange an und sagt dann: „Ich kenne Ihren Großvater nicht.“

Bergmann ist promovierter Jurist und spricht hervorragend Deutsch. In seinen Wohnzimmerschränken stehen meterweise lettische, russische und deutsche Bücher. Wir treffen uns mehrmals. Den nächsten Begegnung erzähle ich ihm von den Protokollen und von meinen Gedanken dazu. Bergmann schweigt eine Weile. Dann sagt er: „Ich würde gerne eine Vernehmung Ihres Großvaters hören.“ Mir wird unwohl, aber ich habe sie dabei. Ich beginne zu lesen, Zeile um Zeile, Seite um Seite. Die Minuten werden zu Stunden. Immer wieder sehe ich auf und meine zu erkennen, wie Bergmann mich traurig mustert, auch Wut scheint in ihm aufzusteigen.

Als ich fertig bin, schweigt Bergmann lange. Dann fällt er sein Urteil: „Als Anwalt muss ich sagen, dass mich das Verhör Ihres Großvaters nicht überzeugt.“ Er habe nur zugegeben, was ohnehin nicht mehr abzustreiten war. Weder Jeckelns Ausraster noch sein plötzlicher Befehl ergäben Sinn. Der Plan der SS sei perfide und perfekt organisiert gewesen. Bergmann kann sich nicht vorstellen, dass Jeckeln sich eine solche Blöße in Rumbula gab. „Warum sollte er einem kleinen Untersturmführer gegenüber ausrasten? Dem befiehlt man einfach!“ Dass Ernst angab, „reinen Tisch“ machen zu wollen, lässt er ebenfalls

nicht gelten. Es gebe genug Täter, die vieles für sich behielten. Wir sprechen noch eine Weile miteinander, dann führt Bergmann mich zur Tür. Als ich mich schon verabschiedet habe und aus der Tür gehe, legt Bergmann seine Hand noch einmal kurz auf meine Schulter. Die Berührung fühlt sich wie eine Erlösung an.

Das Gericht stellte das Verfahren gegen Ernst im Februar 1972 vorläufig ein. Es begründete den Schritt damit, dass der Angeklagte voraussichtlich dauerhaft verhandlungsunfähig bleiben werde. Ernst starb im Sommer 1973 an den Folgen einer Krebserkrankung. Seine Frau verbrannte danach alle Erinnerungen an die SS-Zeit. Auch der SS-Julleuchter, mit dem sich Ernst am Tag der Wintersonnenwende noch im hohen Alter jedes Jahr allein ins Wohnzimmer zurückzog, verschwand. Das alles gehe niemanden etwas an, soll meine Großmutter gesagt haben. Sie und ihre beiden Töchter, die lange aus dem Haus sind, lassen die Vergangenheit ruhen. Verurteilt wurde Ernst nie.

Aber das beantwortet nicht die Fragen, die mich beschäftigen. Wie viel Schuld hat er auf sich geladen? Und was würde ihm heute widerfahren?

Im Herbst 2020 bekomme ich zumindest auf die letzte Frage eine Antwort. „Ernst Hemicker wäre heute sicherlich verurteilt worden, wenn man ihm das Wissen darum, wozu seine Planung diente, hätte nachweisen können“, schreibt Cornelius Nestler. Der Rechtswissenschaftler ist Fachmann für NS-Verfahren in Deutschland. In Strafprozessen gegen SS-Leute tritt er häufiger als Nebenklägervertreter auf. Ernst Hemicker habe offenkundig einen den Mord vorbereitenden Tatbeitrag geleistet, ohne den die Ermordung nicht wie geplant hätte ablaufen können. Nestler wertet die Vernehmungen anders als Bergmann. Im Unterschied zu vielen Vernehmungen, die er gelesen habe, habe Ernst erstaunlich wenig gemauert. „Er ist nicht Teil jenes Schweigekartells, bei dem sich niemand an irgendetwas erinnern kann, es sei denn, es ist ihm schon nachgewiesen.“

Im November jährt sich das Massaker von Rumbula zum 80. Mal. Die letzten Zeitzeugen gehen von uns. Alexander Bergmann ist gestorben. Ernst bleibt für mich ein Phantom, das ich weiterhin nicht greifen kann. Ein Urteil über ihn maße ich mir nicht an. Die Spuren meines Großvaters, denen ich gefolgt bin, haben mich weitergebracht, als mein Vater je gelangt ist. Aber meinen Frieden werde ich mit ihm nicht machen können. ◀



Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards 2013 | 2017 | 2020

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine



Suxing Zhang | WhiteWall Ambassador

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

[WhiteWall.de](https://www.whitewall.de)

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich

WHITE WALL

Outdoor Spezial

Langsam wird das Wetter besser. Auch die Pandemie treibt uns nach draußen. Mit diesen Extra-Seiten gehen wir ins Freie – und schauen, wie das Leben wieder beginnt.

64 Für diesen Mann geht es beruflich immer bergauf. **STEFAN GLOWACZ** (rechts auf Baffin Island in Kanada zu sehen) bleibt trotzdem auf dem Boden.

68 Endlich draußen! Wir setzen auf **MÖBELNEUHEITEN** wie die Reedition des Stuhls Farmer von Gerd Lange für Cor.



70 Man kann nicht jeden Stuhl auf die Terrasse stellen. **VOLKER WEISS** kennt aus langer Erfahrung die besten Materialien für echte Outdoormöbel.

FOTOS: KLAUS FENGLER, HERSTELLER



Nodi sofa by Yabu Pushelberg / Nomad easy chair by Monica Armani
Discover more at [tribu.com](https://www.tribu.com)

TRIBU
The art of leisure

"Das war Irrsinn"

Die Corona-Krise hat die Outdoorbranche verändert. Das hat auch der Abenteurer Stefan Glowacz erfahren.

Von Bernd Steinle, Foto Thomas Dashuber

D

Da stand er nun also, vor der versammelten deutschen Fußball-Nationalmannschaft, im Teamhotel in Hamburg, Oktober 2005. Auf Einladung von Oliver Bierhoff, dem Nationalmannschafts-Direktor, sollte Stefan Glowacz von den Erlebnissen auf seinen Expeditionen erzählen, von den Herausforderungen und Lehren daraus, als Teil der Vorbereitung des Teams auf das, was später als „Sommermärchen“ im Gedächtnis bleiben würde: die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland.

„Ich war echt aufgeregt, ich hatte richtig Angst, als ich eingeladen wurde“, sagt Glowacz. „Ich bin ja auch Fußballfan, ich fand es toll, Schweinsteiger, Lehmann oder Kahn kennenzulernen, aber ich dachte mir auch: Boah, was soll ich denen denn erzählen, das sind ja absolute Profis, mit ihrer eigenen Struktur.“ Er sagte ihnen dann: Betrachtet das WM-Turnier wie eine Expedition, mit Vorbereitung, Zielsetzung und einzelnen Etappen. Erkennt die Bedeutung der Entspannung zwischen der Anspannung. Und glaubt an die Macht persönlicher Rituale. „Wenn ich mal erst den linken Schuh im Zelt gefunden habe, suche ich sofort den rechten, damit ich den zuerst anziehen kann“, sagt Glowacz. „Das ist so ein Aberglaube bei mir. Sonst geht der Tag schief.“

Glowacz traf den richtigen Ton. Nach dem Vortrag fragte ihn Torhüter Oliver Kahn, ob sie am nächsten Tag zusammen Mittagessen könnten, er habe da noch ein paar Fragen, würde sich gerne mit ihm unterhalten. „Ich dachte vorher, da sitzen lauter Multimillionäre vor mir, die satt sind, alles haben und sich alles leisten können“, sagt Glowacz. „Aber letztendlich sind das einfach Sportler, die ehrgeizig sind, die gewinnen wollen.“ Kahn sagte später in einem „Sport-Bild“-Interview, extreme Menschen hätten ihn schon immer fasziniert. Und von einem wie Glowacz könne man vor allem eines lernen: „Glowacz würde am Berg nie sagen: Mir ist es zu steil, zu hoch, zu kalt, zu glatt, zu windig. Das könnten Menschen wie er gar nicht. Weil er immer weitergehen will. Immer schauen will, was passiert, um sich als Mensch weiterzuentwickeln.“

Stefan Glowacz ist einer der prominentesten und profiliertesten Kletterer und Abenteurer. Als Teenager hatte er mit dem Klettern begonnen, mit 20 wurde aus unbegrenzter Begeisterung eine berufliche Perspektive. Das war 1985, beim ersten großen Kletterwettkampf in Bardonecchia (Italien), vor Tausenden Zuschauern. Ein Freund hatte ihn zur Teilnahme überredet, Glowacz, damals ein Nobody, sagte zu, fuhr mit dem VW-Bus nach Norditalien – und zur Überraschung aller Beteiligten, allen voran der von Glowacz selbst, gewann er.

Es war ein wegweisendes Ereignis. Der einstige Werkzeugmacherlehrling, der eigentlich nur genug Geld verdienen wollte, um möglichst oft klettern gehen zu können, stieg zum internationalen Star auf. Er gewann dreimal den Rockmaster in Arco (Italien), das Wimbledon der Sportkletterer, er siegte 1992 in Albertville (Frankreich) im olympischen Demonstrationswettbewerb und beendete seine Wettkampfkariere 1993 als WM-Zweiter. Danach war er bei Erstbegehungen und an schwierigsten Felswänden erfolgreich, in den Alpen und anderswo, oft bei Expeditionen an entlegene, schwer erreichbare Orte: in Grönland, der Antarktis, Venezuela oder auf Baffin Island, im hohen Norden Kanadas. Einen „natural born climber“ hat ihn der Kletterpionier Kurt Albert genannt, mit dem Glowacz viel unterwegs war, einen Menschen, der zum Klettern geboren ist: „Er hat das Talent, gepaart mit unheimlich viel Leidenschaft.“

Beim Klettern allein hat es Glowacz aber nie belassen. Er erkannte früh, welche Möglichkeiten der Sport eröffnete, und er nutzte sie, durch Vorträge, Sponsoren, Bücher, Filme. 1991 war er in der Hauptrolle im Film „Schrei aus Stein“ des Regisseurs Werner Herzog zu sehen, dessen Handlung an die umstrittene Erstbesteigung des Cerro Torre (3128 Meter) in Patagonien angelehnt ist, mit Dreharbeiten unter zuweilen abenteuerlichen Umständen. Einmal mussten sie nach einem Wettersturz drei Tage lang im Sturm in der Eislandschaft ausharren, Glowacz, Herzog und ein Kameramann, zusammengepfercht in einer Eishöhle. Es ging alles gut.

Glowacz wurde ein gefragter Vortragsredner, nicht zuletzt, weil er es schaffte, den Blick immer auch über die Welt der Abenteurer hinaus zu richten. 1996 gründete er mit einem Freund ein eigenes Unternehmen, unter der Marke Red Chili entwickelten sie Kletterschuhe und Klettermode. Zum einen war es der Drang, bessere Produkte zu entwickeln, der sie bewegte, „only climbers know what climbers need“, das war ihr Slogan: Kletterer wissen selbst am besten, was sie brauchen. „Daran glaube ich bis heute“, sagt Glowacz, der inzwischen als Berater für Red Chili tätig ist. Zum anderen faszinierte ihn der Gedanke, eine eigene Firma aufzubauen, „weil ich schon damals viele Parallelen zum Klettern erkannte: eine Vision haben, beharrlich daran arbeiten, ein konkretes Projekt daraus entwickeln und es mit den richtigen Maßnahmen zum Erfolg führen.“

JÄGER DES AUGENBLICKS

Glowacz lotet gerne seine Möglichkeiten aus, auf verschiedene Arten, und er bringt die Ideen, den Antrieb, die Energie dafür mit. „Jäger des Augenblicks“ heißt ein Film über seine Kletter-Expedition mit Kurt Albert und Holger Heuber an den Roraima (2723 Meter), einen wuchtigen Tafelberg, der sich wie eine Burg aus dem Dschungel im Dreiländereck zwischen Venezuela, Guyana und Brasilien erhebt. Der Titel beschreibt seine Motivation sehr genau. „Mit Klettern verbinde ich die Freiheit aufzubrechen, wann und wohin ich möchte, um Augenblicke zu erleben, die ich nie mehr vergessen werde“. So hat er das einmal beschrieben.

Aufbrechen, Freiheit, Reisen, wohin man will – all das war zuletzt aber schwierig. Denn zuletzt herrschten: Lockdown, Reisebeschränkungen, Stillstand. Die Corona-Krise hat die Welt angehalten. Wie geht einer wie Glowacz, dessen Lebensentwurf auf Bewegung beruht, mit monatelanger Erstarrung um?

„Es ist schon ein beklemmendes Gefühl, weil man überhaupt keine Planungssicherheit mehr hat“, sagt er. Auch die Outdoorbranche hat gelitten unter dem Lock-

Ganz bei sich: Stefan Glowacz, sonst auf Kletterabenteuern in aller Welt unterwegs, zu Hause nahe dem Starnberger See



down, er hat das nicht nur bei der Sponsorensuche für neue Projekte zu spüren bekommen, sondern direkt bei Red Chili: „Für Kletterschuh- und Klettermodehersteller war das eine Katastrophe.“ Klettern boomte zuletzt vor allem dank neuer Kletterhallen, in denen man sich mit Gleichgesinnten traf, gemeinsam boulderte oder einfach nur abhing. Es war ein sportliches wie ein soziales Erlebnis – das nun außer Reichweite ist. „Bis man wieder so in eine Kletterhalle gehen kann, wie man das vorher gewohnt war, wird es noch lange dauern“, sagt Glowacz.

Und die eigenen Pläne? Wie reagiert ein Profiabenteurer auf den Ausnahmezustand der Corona-Zeit? In Glowacz' Fall zunächst mit: Dankbarkeit. „Ich hatte das große Privileg, die Jugend und das Profidasein im Klettern mit allen Freiheiten so ausleben zu können, wie ich mir das vorgestellt hatte“, sagt der 55 Jahre alte Bayer. In Ländern wie Venezuela etwa, das er dreimal bereist hat. Heute ist es ein von Unruhen und Unsicherheiten geplagtes Land. „Jede Expedition dorthin war ein Geschenk. Ich habe selten etwas so Großartiges erleben dürfen.“

Die Corona-Krise hat ihn aber auch bestärkt – im Ideal, „by fair means“ unterwegs zu sein, aus eigener Kraft, mit möglichst eingeschränktem Einsatz technischer Hilfsmittel. Dieses Ideal hat er zuletzt immer stärker in den Vordergrund gerückt. Weil ihm längst bewusst geworden ist: „So wie wir es gewohnt waren, Bergsteigen zu gehen, uns unbedarf ins Flugzeug zu setzen und um die halbe Welt zu fliegen, um die unnützte Sache der Welt zu betreiben, einen Berg zu besteigen, so können wir das nicht mehr machen. Vor allem können wir dann nicht mehr sagen, wir seien die naturverbundenen Menschen.“

DIE KRISE WIRD ZUR ZÄSUR

Seine Grönland-Expedition 2018 sah so aus: mit dem Elektroauto vom Starnberger See an die Westküste Schottlands, per Segelschiff an die Westküste Grönlands, von dort aus Durchquerung des Inlandeises aus eigener Kraft, mit Unterstützung von Snowkites, von der Ostküste Grönlands auf dem Segelschiff zurück nach Schottland, mit dem Elektroauto wieder nach Bayern. Und zum Schluss gemeinsam in den Biergarten, genau wie vor dem Aufbruch drei Monate zuvor – ein anderes Ritual, das Glowacz wichtig ist. Seine nächste Expedition soll ihn nun durch die heimischen Alpen führen, die Planung läuft. Die Corona-Krise hat auch in der Outdoorbranche die Bedeutung des verantwortungsvollen Umgangs mit Ressourcen verändert. „Wir werden nicht mehr für 35 Euro nach Mallorca fliegen können wie früher, als wir das für ein verlängertes Wochenende zum Klettern gemacht haben. Das war aus heutiger Sicht ein Irrsinn.“ Die Zäsur sei eine Gelegenheit für eine kritische Bestandsaufnahme – darüber, was wir verändern, worauf wir verzichten können.

Wo und wie ein Profiabenteurer unterwegs ist, war schon immer Ausdruck der Persönlichkeit, der Werte, die ihm wichtig sind. Der wichtigste Faktor für einen Profiabenteurer sei Authentizität, sagt Glowacz: hundertprozentig überzeugt zu sein von seinen Zielen. „Meine Berge haben teilweise Namen, die kein Mensch aussprechen kann, und liegen in Regionen, die man auf der Karte erst mal suchen muss. Ich habe noch nie ein Ziel für eine Expedition vor dem Hintergrund ausgewählt, es gut vermarkten zu können. Es waren immer eigene Vorstellungen, eigene Ideen, Wünsche, Träume, die ich realisiert habe.“ Nur so ließen sich auch andere dafür begeistern. „Es macht mir unglaublich Spaß, andere dazu zu inspirieren, ebenfalls aufzubrechen, ihnen etwas vorzuleben, was sie sich in dem Moment vielleicht noch nicht zutrauen.“

Glowacz erzählt aus einer Welt, in der andere Dinge wichtig sind und andere Erfahrungen zählen, in der Bedürfnisse fundamentaler sind und Zufriedenheit aus einfachsten Dingen erwächst – ähnlich wie es der Südtiroler Reinhold Messner tut, den er einmal einen sportlichen „Ziehvater“ nannte, weil er ihm als jungem Kletterer manche Tür geöffnet hatte. „Wenn man den ganzen Tag übers grönländische Inlandeis gelaufen ist, ist man überglücklich, wenn das Zelt steht und man einen sicheren Lagerplatz hat“, sagt Glowacz. „Draußen pfeift der Sturm, es hat minus 45 Grad, man sitzt drinnen, der Kocher läuft, und man fühlt sich geborgen. Dann ist man der glücklichste Mensch der Welt.“

In Situationen extremer Ausgesetztheit, höchster Anspannung oder plötzlicher Gefahr wird aber auch die persönliche Belastungsgrenze deutlich – die der anderen und die eigene. Zuweilen reicht dafür ein eigentlich harmloser Anlass, wenn der Partner etwa morgens vor dem Start hektisch das Gepäck auf dem Schlitten durchwühlt, weil er zum x-ten Mal vergessen hat, wo er seine Thermoskanne verstaut hat, und der Aufbruch sich wieder mal verzögert. „Es ist schon hochinteressant, auch für einen selbst, wie man da reagiert. Man merkt, dass man mental an seine Grenze kommt und bewusst gegensteuern muss, indem man sich sagt, dass man die Schuld nicht immer nur beim anderen suchen kann, dass es der eigene Film ist, der da abläuft“, sagt Glowacz. Erfahrungen, die auch jenseits von Grönland hilfreich sind. „Man fragt sich: Was kann ich tun, um eine Situation zu verbessern, einen Streit zu schlichten? An vielen Dingen ist man ja selbst schuld, es liegt oft nur an der eigenen Betrachtungsweise. Auch das lernt man auf einer Expedition.“

DER PREIS DER BESESSENHEIT

Egoisten sind viele Profibergsteiger dennoch, das bringt der Beruf mit sich, das hartnäckige Verfolgen von Zielen, die mit beträchtlichen Risiken und monatelangen Abwesenheiten verbunden sind. „Du musst von dem, was du tust, besessen sein, nur so kannst du wirklich Grenzen verschieben“, sagt Glowacz. „Das ist im Alpinismus genauso wie in der Wirtschaft, bei Elon Musk, Jeff Bezos oder Steve Jobs.“ Auch Glowacz ist konsequent seinen Weg gegangen, und er hat einen Preis dafür bezahlt. „Ein talentierter Sportler, der nicht eine Zeitlang von Ehrgeiz zerrissen ist, wie ich es war, der wird es nie ganz nach vorne an die Spitze schaffen“, sagt er im Film „Jäger des Augenblicks“. Es habe eine Zeit gegeben, da „richtete ich mein ganzes Leben nur noch auf den Sport aus, ordnete alles, auch zwischenmenschliche Beziehungen, dem Sport unter. Da bleiben viele andere Dinge auf der Strecke. Die man auch nicht mehr nachholen kann.“

Glowacz ist in zweiter Ehe mit Tanja Valérian-Glowacz verheiratet, Fotografin, Podcast-Produzentin und Gründerin einer Werbeagentur, er ist Vater von Drillingen. Aus seiner Familie beziehe er Kraft für seine Expeditionen, sagt er, und doch hat er der Familie auch einiges zugemutet, durch Expeditionen in Gebiete, in denen keinen Unfälle passieren dürfen, weil keine schnelle Rettung möglich ist. „Meine Familie weiß, dass ich ein vorsichtiger, wenn nicht gar ängstlicher Mensch bin“, sagt Glowacz. Er versucht schon bei der Planung, die Risiken zu begrenzen, auf alle Fragen eine Antwort zu finden, die einzelnen Schritte vorauszukalkulieren wie ein Schachspieler die Züge. „Eine Grundregel beim Bergsteigen ist, dass man immer in der Position des Agierens bleibt und nie in eine Situation kommt, in der man Spielball der Naturgewalten wird.“ Auch das hat er schon erlebt. „Und das vergisst man nicht mehr.“

Seit mehr als 30 Jahren ist Glowacz nun als Profikletterer und Abenteurer unterwegs. Rückblickend staunt er manchmal selbst über diesen Weg. „Ich hätte mir nie im Traum vorgestellt, dass ich jemals vom Klettern würde leben können.“ Talent, Leidenschaft, Ehrgeiz, alles wichtig, natürlich – aber: „Ich hatte in der Karriere auch unglaubliches Glück, zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein.“ Und die richtigen Leute zu treffen, wie nach dem schlimmen Sturz 1993, als er noch Free Solo kletterte, also ohne Seil und Sicherung, und dabei ein Griff ausbrach. Glowacz trug schwere Bein- und Fußverletzungen davon. „Damals stellte Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt zum Glück übers grönländische Inlandeis gelaufen ist, ist man überglücklich, wenn das Zelt steht und man einen sicheren Lagerplatz hat“, sagt Glowacz. „Draußen pfeift der Sturm, es hat minus 45 Grad, man sitzt drinnen, der Kocher läuft, und man fühlt sich geborgen. Dann ist man der glücklichste Mensch der Welt.“



2009 in Venezuela: Stefan Glowacz klettert mit Holger Heuber an der Felswand des 2723 Meter hohen Roraima.



2016 auf Baffin Island: Stefan Glowacz, Robert Jasper und der Fotograf Klaus Fenzler ziehen durch den hohen Norden Kanadas.



2018 in Grönland: Stefan Glowacz, Philipp Hans und Thomas Ulrich durchqueren das Inlandeis – etwa 1000 Kilometer weit.

DRAUSSEN LEBEN

Verwandeln Sie Ihre In- und Outdoor-Bereiche in Wohlfühloasen. Hier kommen textile Ideen für die Freiluft-Saison.

Es zieht uns wieder ins Freie. Hier genießen wir die Natur, erleben Momente mit Urlaubsfeeling. Polsterstoffe, Kissen, Vorhänge und Teppiche der JAB ANSTOETZ Group machen Outdoor-Zonen gemütlich und schaffen harmonische Übergänge nach draußen.



Stimmungsvoll! Unter freiem Himmel ist Platz für exotische Muster

Wollen Sie mehr über unsere Outdoor-Produkte erfahren? Besuchen Sie unsere Website: outdoor.jab.de oder den Einrichtungsfachhandel in Ihrer Nähe.

Mit Outdoor-Teppichen wird der Gartenraum komplett eingerichtet und luftig leichte Vorhänge sorgen auf Terrassen für Sichtschutz.

Das Garten-Wohnzimmer – Die Outdoor-Klassiker: Großzügige Sitzlandschaft, Sofas und Sessel. Mit individuellen Bezügen können Lieblingsfarben aus dem Interieur auf die Terrasse geholt werden. In dieser Saison ist Mut zum Muster angesagt. Wie wäre es mit exotischen Blüten, verschlungenen Lianen oder wilden Tieren? Wer es dezenter mag, kombiniert strukturierte Unis in warmen Naturfarben. Bequeme Auflagen und Sitzkissen schaffen Chill-out-Zonen. An Pools, auf Daybeds oder Loungern setzen sie frische Farbakzente.

Wohnzimmer to go möglich. Ihre Webstrukturen passen zu Rattan und Flechtoptiken. Runde Formen erschaffen kleine Sitzinseln. Mit dezenten Mineral- und Sandtönen runden Teppiche die Outdoor-Atmosphäre elegant ab.

Stimmungsvolle Farben

– Vornehme Farben und klassische Muster funktionieren auch im Außenbereich. Kontraste wirken Wunder: monochrom drinnen, temperamentvoll im Freien. Zonen im Abendlicht vertragen ausdrucksstarke Farben. Auch die Gartengestaltung hat ein Wörtchen mitzureden: Herrscht bunte Vielfalt, werden Stoffe dezent eingesetzt. Lassen Sie sich bei der Auswahl von Ihrem Interiordesigner oder Ihrer Lieblings-Raumausstatterin beraten. Wir wünschen viel Freude im Freien.

Vorhänge bieten Sichtschutz – Leichte duftige Stoffe sorgen auf Terrassen für eine wohnlige Atmosphäre. Dank ihrer einzigartigen Qualität können ihnen Wind und Wetter nichts anhaben. Als Betthimmel oder an Paravents eingesetzt, schenken Outdoor-Stoffe ein Gefühl von Geborgenheit.

Begleiter für den Boden – Aufrollen, unter den Arm packen, ausrollen. Outdoor-Teppiche machen das



JAB ANSTOETZ

ICH BIN SO FREI

Von Peter-Philipp Schmitt

Schon im Februar gab es Tage, an denen man Frühlingsgefühle hatte. Höchste Zeit also, Balkon, Terrasse und Garten herzurichten – auch mit neuen Outdoormöbeln.



Cartagenas wird tatsächlich in Kolumbien von Hand gefertigt. Der Designer Sebastian Herkner arbeitet schon länger eng mit der gebürtigen Kolumbianerin Ana María Calderón Kayser und ihrer Marke Ames zusammen. Bei diesen Sesseln lässt er recycelte PVC-Fäden um ein Stahlrohrgestell weben.

Carousel nennt sich eine ganze Kollektion aus verschiedenen Sitzmöbeln und nun auch Tischen (Emu). Als Materialien hat Sebastian Herkner Aluminium und ein besonders strapazierfähiges synthetisches Seil gewählt, aus dem die Rückenlehnen und der Unterbau der Tische geflochten sind. Vier Farben sind möglich: zement, weiß, braun und dunkelblau.



Elipse strahlt fokussiert nach oben. Josep Lluís Xuclà will mit seinen schwarzen Röhren (Marsel) überraschen: Sie scheinen wie auf magische Weise zu leuchten. Bei Tag wirken die stehenden Objekte, die es auch für die Wand gibt, fast wie Skulpturen.



Kida lässt an eine Wiege denken. Der Rahmen aus pulverbeschichtetem Aluminium ist von Hand mit der Dedon-Faser umwickelt und zu 100 Prozent witterungsbeständig. Designer Stephen Burks hat drei Farbvarianten für seinen schaukelnden Hängesessel, den es inklusive Standfuß gibt, gewählt: glow touch (im Bild), easy touch und dusk touch.



Nodi soll dem Minimalismus huldigen. Die Liege vom Designer-Duo Yabu Pushelberg für Tribù ist ein Leichtgewicht aus pulverbeschichtetem Inox-Stahl und einer Faser mit Namen Canax, die aus natürlichem Hanf und Polyester besteht. Die beiden Materialien sind fest verdreht und so nicht nur bruchfest, sondern auch wasserabweisend.



Atlantic passt sich dem Körper an. Die ergonomisch geformte Liege aus Aluminium ist mit einem strapazierfähigen Kunstgewebe bespannt, sie ist stapelbar und kann mit Armlehnen und Rollen ausgestattet werden. Das Design stammt von den Berlinern Peter Hertel und Sebastian Klarhoefer. (Fischer Möbel)



Trampoline trägt seinen Namen wegen der gespannten Seile aus handgewebtem Polypropylen und Nylon. Patricia Urquiola hat für Cassina auch sonst auf nachhaltige Materialien geachtet, darunter recyceltes Fiberglas (RFM) und Polyethylen-terephthalat (PET). Durch die abgerundete Form soll das Sofa wie eine Insel wirken.

FOTOS: HERSTELLER



Ansel hat eine Basis aus Edelstahl. Rücken- und Armlehnen hingegen bestehen aus Irokoholz-Brettern. Das Sofa von Antonio Citterio (Flexform) gibt es in zwei verschiedenen Sitztiefen, 84 und 124 Zentimeter, und als Zwei- und Dreisitzer. Als Schutz wird – wie meist bei Outdoormöbeln – eine wasserdichte Hülle empfohlen.



Palu wird in Handarbeit aus indonesischem Rattan gefertigt. Zur Kollektion gehören neben der Bank ein Stuhl und ein kleiner Hocker, der auch als Tisch genutzt werden kann. Die Marke Urbanara mit Sitz in Berlin lässt ihre Produkte von eigenen Herstellern fertigen – in Portugal, Indien, Litauen und der Türkei.



Islands heißt die Serie von Beistelltischen, die Stephen Burks für Living Divani entwickelt hat. Sie haben bewegliche Lamellen, die sich öffnen und schließen lassen. Als Materialien wählte Burks MDF (Indoor) und Purenit (Outdoor).



Venexia soll mit seinen dünnen Aluminiumleisten an antike Geländer erinnern. Die Kollektion, von Luca Nicetto für Ethimo entwickelt, umfasst Sessel, Zweisitzer und Chaise-longue. Ergänzt wird sie durch Tische mit Platten aus Lavastein oder glasiertem Terrakotta.



Gustavo steht auf einem Gestell aus pulverbeschichtetem Aluminium-Sandguss. Der Tisch von Michael Schneider (designsneider) für Weishäupl erinnert an alte Industriemöbel. Den Gussfuß gibt es in verschiedenen Farben, die Platte aus HPL oder Teak in zwei Größen: 200 oder 240 Zentimeter lang.



Kalayo heißt die Feuersäule der Marke GRDN aus dem niedersächsischen Melle. Als Brennstoff für die in verschiedenen Formen und Größen erhältlichen Objekte dient ein nachfüllbarer Stick aus einem Holz-Wachs-Gemisch auf Basis natürlicher Inhaltsstoffe – ohne Rauch, Ruß oder Funken. Brenndauer: zwei bis drei Stunden.



Mood entstand schon im Jahr 2010, wurde nun aber vom Designer Gerd Couckuyt für Manutti um einen Tisch mit neuen Proportionen (Durchmesser 60, Höhe 38 Zentimeter) und neuer Farbe erweitert. Damit lassen sich die Beisteller aus pulverbeschichtetem Stahlrohr und Holz noch besser miteinander kombinieren.



Daiki hat eine besonders tiefe Sitzfläche. Den Sessel (Minotti) mit gekrümmter Teakholz-Schale und seinen glänzend lackierten bronzefarbenen Beinen gibt es mit und ohne Armlehnen. Die Kollektion, zu der ein gepolsterter Stuhl gehört, hat der Brasilianer Marcio Kogan mit seinem Studio mk27 entworfen.



Dala steht direkt auf dem Boden. Die Sessel von Stephen Burks sind geflochtene Leichtgewichte, die sich einfach bewegen lassen. Das Flechtwerk besteht aus einer Faser, die Hersteller Dedon vor Jahren entwickelt hat. Sie ist wetterfest, wiederverwertbar und verbrennt „so sauber wie Kerzenwachs“.



Plisy UP ist eine tragbare LED-Lampe von Alejandra Gandía-Blasco (Diabla). Sie ist wetterfest und in fünf Farben zu haben. Alejandra Gandía-Blasco gehört zur dritten Generation ihrer Familie, die das Unternehmen Gandiablascos mit den Marken Diabla und Gan Rugs leitet. Es wurde vor 80 Jahren gegründet.

Lilly ist eine Hommage an die Berliner Designerin Lilly Reich, die einst eng mit Ludwig Mies van der Rohe zusammengearbeitet hat. An ihre Arbeiten mit gebogenem Metall erinnert der blockartige Sessel, den Democracia Estudio aus Valencia für Diabla gestaltet hat.





ALLE WETTER

Von Jasmin Jouhar

Volker Weiss entwirft und produziert seit 30 Jahren Outdoormöbel, die auch im Winter draußen stehen können.



Feuerverzinkter Stahl: Den Bänken und auch dem Feuertisch von Volker Weiss soll man ansehen, dass sie für draußen gemacht sind.



Volker Weiss stapft lachend durch den Schnee auf seinem Hof, verwundert über die weißen Hügel, die sich hier auftürmen. „So ein Wetter ist am Niederrhein ja eher unüblich.“ Eigentlich wollte der Unternehmer an diesem Februartag per Videoanruf seine Outdoormöbel vorführen. Nun tragen die Sitzkissen bei ihm in Krefeld kleine weiße Mützen, die Bänke verschwinden im Schnee, und der Wind pfeift ins Mikrofon des Mobiltelefons.

Also weiter in die Scheune, die ihm als Werkstatt und Lager dient. Hier warten verpackte Möbelteile und gestapelte Sonnensegel-Elemente auf den Frühling, wenn die Menschen ihre Balkone und Terrassen wiederentdecken. Seit 2012 entwirft und produziert der Dreiundfünfzigjährige unter seinem Namen Möbel für draußen – Sofas, Bänke, Tische und einen Feuertisch. Dazu kommen die Sonnensegel der Marke Sunsquare, die er in Lizenz vertreibt und mit seinem Team plant und installiert. Das Unternehmen hat seinen Sitz in einem alten Backstein-Bauernhof am Rand von Krefeld. Die Handykamera schwenkt über schneebedeckte Weiden, in der Ferne stehen spitzgiebelige Einfamilienhäuser.

Dabei ist der Winter eigentlich eine gute Jahreszeit, um über Outdoormöbel zu sprechen. Während sich das Leben draußen auf Spaziergänge beschränkt und die Gärten Winterschlaf halten, plant Volker Weiss nämlich längst für die kommende Saison. Er füllt das Lager mit frischer Ware, lässt neue Kataloge und Preislisten drucken – und findet manchmal auch noch einen Moment, grundsätzlich über seine Arbeit nachzudenken. „Ich beobachte, dass den Menschen das Leben draußen immer wichtiger wird“, sagt er. „Das ist kein kurzlebiger Trend, das ist ein echtes Bedürfnis.“

Viele seiner Kunden arbeiteten am Rechner, saßen häufig in Meetings, und sie seien – vor Corona – auch viel gereist. „Da will man einfach mal die Sonne genießen, Vögel zwitschern hören und Blumen blühen sehen“, sagt der gelernte Schreiner. Ein Bedürfnis, auf das die Möbelbranche in den vergangenen Jahren reagiert hat, nach Kräften befördert durch das Marketing, mit schönen Bildern, aufgenommen vor exotischer Kulisse.

Gelernter Schreiner: Das erste Outdoormöbel entwarf Volker Weiss für seine Mutter.

Wer sich früher im Freien einrichten wollte, hatte meist nur die Auswahl zwischen praktischen Klappstühlen und Sonnenschirmen aus dem Baumarkt sowie verschnörkelten Teakholzgarnituren. Mittlerweile gibt es viele Möbelkollektionen in allen Designstilen und Preisklassen, dazu komplette Außenküchen, tragbare Leuchten und sogar Teppiche. Man kann es heute draußen genauso gemütlich haben wie drinnen. Der Ausbruch der Corona-Pandemie hat das Leben unter freiem Himmel nur noch attraktiver gemacht: Die Outdoormöbelbranche meldete im vergangenen Jahr steigende Verkaufszahlen. Wenn schon Urlaub auf Balkonen, dann wenigstens mit neuer Ausstattung.

Volker Weiss sieht diese Entwicklung mit gemischten Gefühlen: Einerseits profitiert er mit seinem Unternehmen davon. Doch andererseits befremdet ihn, dass Outdoormöbel heute im Design immer mehr den Möbeln für Innenräume ähneln. „Draußen werden die Dinge ganz anders beansprucht. Sie sind UV-Strahlung ausgesetzt, Feuchtigkeit, Hitze, Frost. Ich finde es legitim, dass sie auch ganz anders aussehen.“

Wetterfest müssen die Möbel sein und leicht zu reinigen, findet Weiss. Die Gestelle seiner Entwürfe bestehen deshalb aus feuerverzinktem Stahl, die Sitzflächen aus thermobehandeltem Esche. Die Kissen der Sofas hat er nach dem „Water-Go-Prinzip“ konstruiert: Die äußere Hülle ist wasserdurchlässig, damit die Kissen nach einem Regenguss schnell wieder trocknen. Zudem liegen sie auf einem Metallgitter, das zusätzlich für Belüftung sorgt.

Dennoch empfiehlt er seinen Kunden, die Polster im Winter ins Haus zu bringen – wie übrigens alle Hersteller. Er selbst war da bei seinen Ausstellungsstücken etwas nachlässiger, freute sich aber umso mehr über den überraschenden Wintereinbruch. „Seit Jahren schon wollte ich Fotos von den Sofas im Schnee machen“, erzählt er beim Rundgang über den Hof. „Um zu zeigen, dass sie das auch abkönnen.“

Sein erstes Outdoormöbel hat Volker Weiss für seine Mutter entworfen – während der Schreiner- und Tischlerausbildung. Sie wünschte sich Möbel aus Teakholz für ihren Garten. Doch die klassisch geschwungenen Modelle einfach nachzubauen, das kam für ihn nicht infrage. „Ich war schon immer jemand, der die Dinge nicht einfach akzeptieren wollte, sondern neu gedacht hat“, sagt er. Also baute er ihr eine geradlinige Bank – und entdeckte so das Potential für zeitgemäß gestaltetes Outdoordesign. Gemeinsam mit seinem damaligen



FOTOS: KURT LÜBKE, HERSTELLER



Heimische Esche: Weil es nachhaltiger ist, nutzt Volker Weiss nur Holz aus Deutschland, das er zudem thermisch behandeln lässt.

Chef Jochem Reichenberg entwickelte er eine ganze Kollektion mit Bänken, Tischen und Stühlen, die Anfang der neunziger Jahre auf den Markt kam. Teakholz allerdings stellte sich bald als das falsche Material heraus: Das Tropenholz ist zwar äußerst widerstandsfähig, aber nicht besonders nachhaltig und nur in Südostasien halbwegs wirtschaftlich zu verarbeiten.

Damit das Mobiliar dem wechselhaften mitteleuropäischen Wetter standhält, verwendeten sie für die Gestelle verzinkten Stahl. Die Beplankung bestand aus Lärchenholz. Bald entdeckten auch Architekten die einfach gestalteten Möbel und bestellten sie für ihre Projekte. So statteten Weiss und Reichenberg große Bauvorhaben wie die Messe Leipzig oder das dortige BMW-Werk aus. Bis heute ist das Projektgeschäft für Weiss das wichtigste Standbein neben den Privatkunden, er liefert beispielsweise individuell geplante und maßgefertigte Bänke und Tische für öffentliche Gebäude wie Schulen oder Veranstaltungshallen. Drei feste Mitarbeiter sind in der Werkstatt tätig, zwei im Büro.

Die Suche nach dem richtigen Holz beschäftigt Volker Weiss bis heute. „Teakholz ist nach

wie vor die Benchmark im Außenbereich.“ Doch schon die Wikinger kannten einen Trick, um Holz für ihre Drachenboote widerstandsfähiger zu machen: Sie verkohlten es. In Japan werden bis heute Häuser aus verkohltem Holz gebaut. Ähnlich funktioniert das bei der thermobehandelten Esche, die Weiss für seine Möbel verwendet. „Durch die Thermobehandlung werden die schimmelfälligen Bestandteile des Holzes kontrolliert verkohlt und haltbar gemacht“, erklärt er. Der große Vorteil des Materials gegenüber Teak: Es wird in Deutschland geschlagen und verarbeitet. Da die Metallteile ebenfalls in Deutschland hergestellt werden, kann Weiss kurze Transportwege garantieren – ein wichtiger Faktor in der Nachhaltigkeitsrechnung.

Allerdings: Auch das behandelte Eschenholz bekommt mit der Zeit draußen eine Patina. Die Oberfläche verwittert und nimmt eine silbergraue Farbe an, es können Risse entstehen. Was manche Kunden stört, gehört für Weiss bei Outdoormöbeln einfach dazu. Dauerhaft sind sie trotzdem: „Ich habe einige Prototypen schon seit 2013 hier auf dem Hof stehen. Da gammelt nichts, das Holz bewährt sich sehr.“ So ist das

Leben draußen zu seinem Lebensthema geworden. Ans Aufhören hat Volker Weiss in den 30 Jahren nie ernsthaft gedacht. Schon alleine deshalb, weil ihm das Thema nicht langweilig wurde. Im Gegenteil – im täglichen Geschäft bleibt eigentlich nie genug Zeit, um all die neuen Ideen zu verfolgen. „Durch die Planung der Sonnensegel besuche ich seit mehr als 20 Jahren jede Saison viele Privatgärten“, sagt er. „Da kann ich so viel beobachten, das ist immer wieder auf Neue Inspiration für mich.“

Manchmal wünscht sich der Unternehmer zwar, etwas weniger arbeiten zu müssen. Aber der Schreibtisch ist halt immer voll. „Da kann ich nicht um 16 Uhr Feierabend machen.“ Zum Ausgleich hat er sich im vergangenen Jahr angewöhnt, zur Arbeit mit seinem alten Rennrad, Baujahr 1988, auf den Bauernhof zu fahren. Ablenkung findet er auch beim Herumschrauben an alten Autos. Zur Zeit steht ein hellgrüner Jaguar XJ6 aus dem Jahr 1975 in der ehemaligen Traktorgarage neben dem Büro. „Wenn ich abends noch ein oder zwei Stunden etwas an dem Ding mache“, sagt Volker Weiss, „bin ich auf Wolke sieben.“

T

We all are SUPREME.

SUPREME ON – The Bluetooth Headphones

Der SUPREME ON sieht nicht nur verdammt gut aus, sondern ist unser bisher leistungsstärkster Bluetooth-Kopfhörer. Dank der in Berlin entwickelten Linear-HD-Treiber verwöhnt du deine Ohren über Bluetooth 5.0 aptX™ oder AAC mit präzisen Höhen und starkem Kickbass. Und das bis zu 30 Stunden lang. teufel.de/supreme-on

Teufel

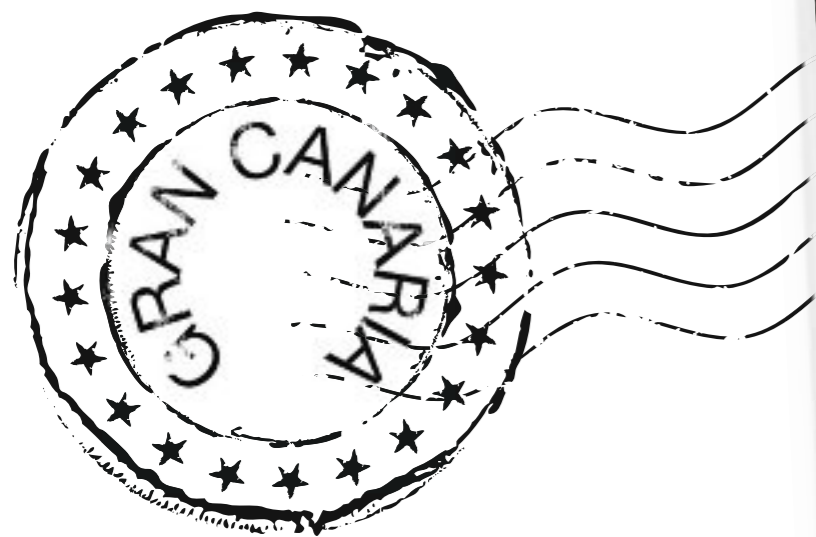
Gran Canaria sei eine Insel wie ein Kontinent, heißt es. Im Inneren ist die Insel gebirgig, der höchste Punkt misst fast 2000 Meter. Der markante Fels Bentayga, Namensgeber für einen SUV von Bentley, ragt immerhin 1412 Meter in die Höhe.



Eine andere Welt sind die schier endlosen Strände und die Dünen von Maspalomas. In diesem Winter war es leer am Meer, coronabedingt. Die Rettungswacht hatte nichts zu tun, Baden war ohnehin verboten.



Grüße aus



Zeit für einen Cappuccino auf dem Platz vor der Kathedrale Santa Ana in Las Palmas. Mit rund 400.000 Einwohnern ist die Hauptstadt im Nordwesten die Inselmetropole.



Arechucas heißt der Rum von der Insel, der seit 1884 hergestellt wird. Susanna aus Polen führt durch die Bodega in Arucas im Norden. Willy Brandt war 1973 zu Besuch und signierte – wie andere prominente Besucher – ein Fass.

Die Kanarische Insel ist wunderbar vielfältig. In der Pandemie, die dem Tourismus arg zusetzt, erlebt man eine Welt im Dornröschenschlaf.

Von Boris Schmidt

Das Wahrzeichen von Maspalomas im Süden der Insel ist der Leuchtturm, der seit 1890 in Betrieb ist. Stand er noch in den siebziger Jahren einsam am Strand, wird er heute zumindest auf einer Seite von Geschäften und Hotels gesäumt. Westlich davon beginnen die Dünen.



Die Gran Canaria Bike Week fand trotz Corona statt. Hier fährt der Tross durch Tejeda, eines der schönsten Dörfer, im Herzen der Insel. Von dort aus hat man den Bentayga fest im Blick.



Für Seefahrer war Gran Canaria ein Zwischenstopp auf dem Weg nach Amerika. Auch Kolumbus war 1492 zu Gast. Die beiden Papageien zieren den Innenhof des „Casa de Colón“ in Las Palmas. Im Kolumbus-Haus wird auch erklärt, warum in Brasilien Portugiesisch gesprochen wird und im Rest Süd- und Mittelamerikas Spanisch.



NICHT DURCHDREHEN

Von Lukas Weber

Der Sohn zieht aus. Im neuen Haushalt muss er selbst Hand anlegen. Mit diesem Werkzeug ist er dafür gerüstet.

Es mag politisch nicht korrekt sein, das zu sagen, aber: Es gibt, neben den körperlichen Merkmalen von Mann und Frau, noch andere Dinge, die sie unterscheiden. Zum Beispiel, wie sie einen Pullover ausziehen – er krallt sich den Kragen und zerrt, sie greift ihn beidhändig über Kreuz am unteren Rand und streift ihn auf links über den Kopf. Nicht alle, aber viele machen das so. Daneben sind noch weitere Unterschiede und Beobachtungen im Umlauf, wie die, dass es ihn eher in den Baumarkt ziehe, sie in Bekleidungsgeschäfte. Daher heißt es im Volksmund: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“ Während die Zimmerfrau sich vermutlich um die Betten kümmern soll.

Das ist gleich doppelt falsch, denn erstens heißt der Handwerker gar nicht Zimmermann, sondern Zimmerer, und zweitens heißt der Zugriff auf eine Axt noch lange nicht, dass ihr Besitzer auch damit umgehen kann. Dessen eingedenk, haben wir dem Sohn gerade eine Werkzeugkiste gepackt mit dem, was er für die neue Wohnung benötigt, in der er seit kurzem mit seiner Freundin lebt. Die Utensilien entstammen dem über Jahrzehnte mit feinen Sachen, aber auch einigem Plunder angereicherten Bastelkeller. Eine Axt ist indessen nicht dabei, zumal er sie als Mieter eher selten brauchen wird. Wohl aber ein Hammer – für viele der König der Werkzeuge. Ein mittelschweres Exemplar mit maximal einem Pfund Gewicht reicht für die Arbeiten im Haushalt, damit lassen sich gut alle dort verwendeten Nägel einschlagen. Für die Stifte der Sockelleisten ist er eigentlich schon zu schwer. Weil die gerne abbrechen und dann durch die Gegend sausen, ist eine Schutzbrille beigelegt.

Im Keller stehen rund ein Dutzend Hämmer zur Auswahl, unser Lieblingsexemplar ist ein uraltes Erbstück mit gebogener Klaue; die dient nicht nur zum Herausziehen von Nägeln, sondern verlagert auch den Schwerpunkt günstig – diesen Hammer kriegt der Sohn nicht mit. Dafür aber einen Phasenprüfer, damit er weiß, ob eine Leitung Strom führt, und eine Klappleiter, mit der er sicherer an die Decke kommt als auf einem Stuhl.

Weiters gehören in jeden Haushalt mit Mindestanspruch ans Selbermachen zwei, besser drei Zangen. Die erste nennt sich Wasserpumpenzange, sie sollte nicht überdimensioniert gewählt werden, aber doch so groß sein, dass sich damit das Abflussrohr eines Waschbeckens lösen lässt. Eine Rohrzange tut es auch, sie macht es ihrem Besitzer aber schwerer, mit Gefühl zu arbeiten. Die zweite ist eine kleine Spitzzange, mit der man auch mal einen Draht abzwicken kann, in einer gekrüppelten Ausführung ist das die am häufigsten verwendete Zange in unserem Bastelkeller. Eine Spitzzange findet sich übrigens auch an den meisten Multitools. Die dritte und schon etwas spezielle ist die Grippzange. Dank eines Kniehebelgelenks lassen sich damit kleine Teile fast wie in einem Schraubstock festklemmen – wer die Zange einmal hat, findet ständig etwas, das fest gepackt werden will.

Unser erstes Exemplar hatten wir vor rund vier Jahrzehnten angeschafft. Es ist ein namenloses Produkt aus dem Baumarkt, und es versieht bis heute tadellos seinen Dienst. Damit hat es ein Alleinstellungsmerkmal. Denn für Werkzeug gilt gewöhnlich die Regel: Wer billig kauft, zahlt doppelt. Das Billigzeug hat meist ein kurzes Leben, das oft gerade dann endet, wenn man es dringend benötigt. Außerdem ruiniert es häufig die Werkstücke. Das gilt besonders für Schraubendreher, von denen jeder die wichtigsten Größen im Werkzeugkoffer haben sollte (der kleinste passt für Lüsterklemmen). Zu weiches Material und ungenaue Fertigung kann zu zerstörten Schlitzten und vor allem Kreuzschlitzten führen, wie auch die Wahl der falschen Größe. Statt eines Sortiments kann man auch Bits und einen Ratschendreher nehmen, hier rächt sich schlechte Qualität erst recht mit vermurksten Spitzen und defekten Knarren.

Ganze Werkzeugkoffer, die es für wenig Geld zu kaufen gibt, taugen aus einem weiteren Grund nicht viel: Es steckt einiges drin, das man kaum braucht. Zum Beispiel ein Sortiment Maulschlüssel, die den Sechskant nur an zwei Seiten

Ans Werk: Die richtige Ausrüstung macht dem Heimwerker das Leben leichter – und lässt sich später beliebig erweitern.

greifen und zudem nicht passgenau gefertigt sind – so dreht man Schrauben rund. Das kann auch ein Engländer, besser packt ein Zangenschlüssel zu. Wo sie passen, sind Stecknüsse die erste Wahl. Wer auch am Auto schrauben will, kommt um ein Sortiment davon nicht herum.

Gutes Werkzeug trägt den Namen etablierter Marken, der Anfänger erkennt es daran, dass es einzelne Teile wie Stecknüsse oder Bits zu kaufen gibt. Auch die besten Stecknüsse können aber Schraubendreher nicht ganz ersetzen, weil ihre Halterung für manche verwinkelte Stelle zu breit ist. Der Ausrüstung fügen wir nun noch Zollstock, Wasserwaage und einen Cutter hinzu; sie lässt sich selbstredend beliebig erweitern.

Alles bisher Genannte passt in eine kleine Werkzeutagche, die noch in der Schrankecke schlummert. Doch wir wollen mehr. Die Bits kann auch ein Akkuschauber aufnehmen, der die Arbeit ungemein erleichtert, wenn Möbel zusammengebaut werden sollen. Wer es sich einfach machen will, kauft ein billiges Exemplar vom Discounter und ersetzt es durch ein neues, wenn es hinüber ist. Das ist freilich Wegwerfmentalität – ein winziges Markenprodukt, an das man auch Korkenzieher, Gebläse zum Grillanheizen oder eine Miniatur-Heckenschere stecken kann, ist aus unserer Sicht vorzuziehen. Mit dem Akkuschauber lassen sich auch Löcher bohren, für die Betondecke braucht man allerdings einen Bohrhammer und spezielle Bohrer. Die kann man fürs Erste ausleihen.

An dieser Stelle trennen sich die Wege: Sind Platz und Spaß am Heimwerken vorhanden, wird der Gerätebestand mit der Zeit zunehmen – wie auch die Zeit, die der Bastler im Keller an der Werkbank oder in den Räumen an Tapezierstuhl und Einbaumöbeln verbringt. Wer Do it yourself zum Hobby machen möchte, wählt dann am besten gleich ein Akkusystem, das sich mit vielen Geräten erweitern lässt, und spart sich so ein Sammelsurium von Akkus und Ladegeräten. Aber das ist eine andere Geschichte. ◀

„ICH GLAUBE, DAS BOOT HAT MIR ZUGEHÖRT“



Was essen Sie zum Frühstück?
Müsli mit Apfel, dazu einen Cappuccino. Das Müsli mische ich mir meistens selbst, weil mir die fertigen aus dem Supermarkt zu süß sind.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?
Ich bin kein Fashion Victim und gehe selten einkaufen. Seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie habe ich mir keine Kleidung mehr gekauft. Aber wenn es mal wieder möglich ist, schlendere ich gerne in Hamburg-Ottensen durch kleine Boutiquen.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?
Ich habe einen Gürtel um, den ich seit 2016 trage und der schon etwas zerfleddert ist, aber ziemlich widerstandsfähig. Den trage ich auch immer beim Segeln.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Das muss viele Jahre her sein, ich kann mich jedenfalls nicht mehr daran erinnern.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?
Vor der Vendée Globe habe ich „Magellan“ von Stefan Zweig gelesen. Das war sehr beeindruckend. Unterwegs habe ich dann „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ von Yuval Noah Harari angefangen, habe aber nur 80 Seiten geschafft.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?
Während der Regatta habe ich mir immer einen Nachrichten-Podcast per Whatsapp schicken lassen. Generell höre ich total gerne Radio. Eine Tageszeitung beziehen wir momentan nicht, weil beim letzten Abo der Bote unsere Wohnung in der Hafencity nie gefunden hat und wir die Zeitung immer erst am Nachmittag oder einen Tag zu spät bekommen haben. Aber vielleicht wird es bald Zeit für einen neuen Versuch.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?
Ich bin nicht so der Smalltalk-Typ und kommentiere gegenüber Fremden auch keine Fußballergebnisse oder so etwas. Wenn ich mit Freunden herumsitze, schwelge ich am liebsten in den Erinnerungen der vergangenen Jahre.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?
Ich heule fast immer bei Filmen. Es braucht nur ein bisschen schnulzige Romantik, und ich breche sofort in Tränen aus.

Sind Sie abergläubisch?
Eigentlich nicht, aber die Vendée Globe hat mich vielleicht schon etwas abergläubischer gemacht. Es gehören einfach so viele Fügungen dazu, um ins Ziel zu kommen. Darum habe ich auch nie etwas Schlechtes über das Boot gesagt. Ich glaube nämlich, dass es mir zugehört hat.

Worüber können Sie lachen?
Über diese Behind-the-Scenes-Geschichten, die man mit Freunden oder seinem Team abseits von irgendwelchen offiziellen Terminen erlebt.

Ihre Lieblingsvornamen?
Malou, das ist der Name meiner Tochter.

Machen Sie eine Mittagspause?
Mir ist es wichtig, zweimal am Tag warm zu essen und mittags nicht nur ein Sandwich reinzuziehen. Ich nehme mir dafür Zeit, am liebsten mit Vor- und Nachspeise.

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?
Ich habe in den vergangenen Jahren viel im Ausland gelebt, mich ausgetobt und viel Zeit in Barcelona, New York und Frankreich verbracht. Mittlerweile lebe ich aber bewusst und gerne in der Hafencity.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?
Eine Flasche Bier.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?
Mit dem eigenen Auto, weil wir dann so oft und wann wir wollen ans Meer fahren können. Wir haben lange Zeit Carsharing gemacht, aber seit ich gerne Kitesurfen gehe, ist es schon einfacher, ein eigenes Auto zu besitzen.

Was ist Ihr größtes Talent?
Früher habe ich ganz gut Schlagzeug in einer Jazz-Band gespielt, aber in den vergangenen Jahren bin ich leider nicht mehr so oft dazu gekommen. Generell glaube ich, dass es ganz gut ist, dass ich viele Dinge zumindest ein bisschen kann. Beim Einhandsegeln oder auch bei unserem vier Jahre dauernden Vendée-Globe-Projekt darf man keine Lücke haben. Man muss alles zumindest ein wenig beherrschen, um am Ende erfolgreich zu sein.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist? (Schweigt lange, fragt schließlich seine Frau.) Sie sagt, ich parke immer sehr unvernünftig.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?
Ferdinand Magellan, der die erste Weltumsegelung gestartet, deren Ende aber nicht mehr erlebt hat.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?
Ich trage meine Uhr – eine Glashütte Original, SeaQ Panoramadatum, die ich auch bei der Vendée Globe dabei hatte. Und meinen Ehering. Das ist alles.

Haben Sie einen Lieblingsduft?
Nein, hatte ich auch nie. Vor der Regatta habe ich mal geschaut, ob es ein Parfum gibt, das mich an bestimmte Situationen an Land erinnert. Auf dem Meer gibt es ja praktisch keine Gerüche. Habe ich aber nicht gefunden.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?
Als Kind bin ich häufig auf Spiekeroog oder in St. Peter-Ording gewesen. Wenn der Wind wehte, man einen Tag am Strand verbracht hat und abends noch gegrillt wurde, dann konnte es eigentlich nicht mehr besser werden.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?
Das war ein Open-Air-Konzert von Fury in the Slaughterhouse in Dortmund. Ich kenne den Sänger, und er hatte uns in den Backstage-Bereich eingeladen. Wir durften am Rand der Bühne stehen.

Was fehlt Ihnen zum Glück?
Da ich Frau und Kind bereits habe, habe ich die Grundlage für das größte Glück schon geschaffen. Ich habe vier Jahre lang auf die Vendée Globe hingearbeitet und mir damit einen riesigen Traum erfüllt. Aber als ich dann unterwegs war, habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als mit meiner Frau und meiner Tochter in einem Park zu sitzen und Blümchen zu pflücken.

Was trinken Sie zum Abendessen?
Am liebsten das Feierabendbier aus dem Kühlschrank.

Aufgezeichnet von Sebastian Reuter.

Frankfurter Allgemeine SELECTION

Cadavre Exquis



Die Stille Post der Künstler aus der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

Sichern Sie sich Werke herausragender zeitgenössischer Künstler aus der großen Kunstaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Jedes Werk ist die Interpretation des vorangegangenen Werkes – beginnend mit Édouard Manets Klassiker „Olympia“. Erst am Ende wurde die ganze Reihe sichtbar, die am 23. August 2020 die ganze Zeitung einnahm. So entstand ein kollektives Kunstwerk, das zum Dokument dieses Jahres wurde, von Corona bis Black Lives Matter.

Alle Werke sind handsigniert, arabisch nummeriert und auf jeweils 20 Stück limitiert. Herausgeber der Edition: Schellmann Art, München.



Peles Empire, Laure
820 Euro*



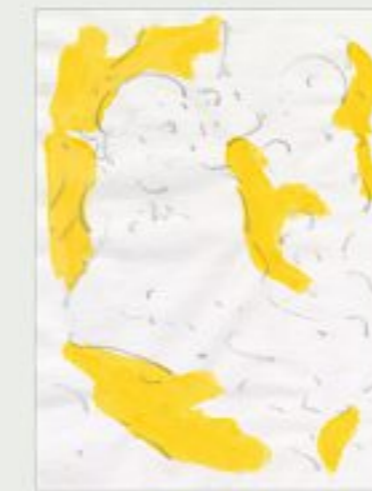
Kerstin Brätsch, Lebenserbe
1.280 Euro*



Thomas Scheibitz, Cadavre Exquis/ Manet Olympia/Scheibitz, 1.130 Euro*



Laure Prouvost, Nice to not be a screen (cadavre), 920 Euro*



Franz Erhard Walther, Der Körper antwortet, 1.020 Euro*



Frida Orupabo, A Visit
820 Euro*



Andrea Büttner, Spargelstecher
1.020 Euro*



Julie Mehretu, Privileges Taken for Granted, a Cadavre Exquis, 2020, 1.130 Euro*



Thomas Demand, Cadavre Exquis/ Manet Olympia/Demand, 1.130 Euro*



Joan Jonas, Disinformed to death
1.230 Euro*



James Richards, Untitled
1.030 Euro*



Sichern Sie sich die komplette Serie!

Die exklusive Sammlermappe mit allen Werken, römisch nummeriert in einer Auflage von 20 Exemplaren ist für 9.000 Euro erhältlich.

* VP für die ersten 10 Exemplare

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52





16. LOCH 2013



TIGER WOODS 2019



GARY PLAYER 1974



HOGAN-BRÜCKE



JORDAN SPIETH 2015

THE MASTERS

Als einziges Major, das immer auf demselben Platz gespielt wird, sind dem Masters bereits seit 1934 einige der größten Momente in der Golfgeschichte zu verdanken. Von der Magnolia Lane und dem zeremoniellen Abschlag bis zu den Wundern am Amen Corner – die Legenden des Golfs werden im Augusta National Golf Club immer lebendig bleiben. Und während sich die nächste Generation profiliert, wird ein Sieg beim Masters auch für sie stets als größte Ehre im Golfsport gelten. Heute mehr denn je würdigt Rolex die Menschen und Organisationen, die das Beste im Sport hervorbringen.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40
IN 18 KARAT WEISSGOLD



THE MASTERS TOURNAMENT
AUGUSTA NATIONAL GOLF CLUB
8. BIS 11. APRIL 2021

